

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 94 (1998)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

RENATE GLASER/MATTHIAS LUSERKE (Hg.): Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996. 215 S.

Die neun hier versammelten Beiträge referieren inlosem Zusammenhang Fragen der Disziplinarität, fachlichen Affinität und methodischen Differenz und Konvergenz von Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft. Renate Glasers knappe Einführung versucht, die den Autoren gestellten Fragen nachzuzeichnen – Fragen nach gemeinsamen Quelleninventaren, nach gemeinsamen Modellen und Theorien, nach Brücken zwischen dem «Selbstverständnis der Disziplinen als Geistes- bzw. als Sozial- oder als Kulturwissenschaft» (S. 9). Die gemeinsame Genese und nationale Geschichte ist dabei absichtlich weniger berücksichtigt. Da die Herausgeber von jeglichem weiteren Kommentieren der versammelten Aufsätze sowie der unterschiedlichen Erkenntnisinteressen der Autoren absehen, obliegt dieses Brückenschlagen und Weiterdenken dem Leser.

Peter Brenner stellt drei theoriegeschichtlich voneinander unabhängige Antworten auf die Frage «Was ist Literatur?» vor, die sich schlussendlich als problematisch erweisen. Brenner sucht den Weg vorwärts (und, via Jacob Grimm, zurück) zur Germanistik als Kulturwissenschaft, welche Literatur als eines unter vielen kulturellen Phänomenen betrachtet, und formuliert eine einfache Antwort: «Literatur hat ihre Eigenheit; aber etwas Besonderes ist sie nicht» (S. 37). Hartmut Böhme untersucht das Wortfeld des Kulturbegriffs in seinem strukturellen Verhältnis zu «Natur». Die Bezugsfelder und -historien sind hier die römische und griechische Antike, und die durchgängigen Verallgemeinerungen müssen auf westliche Verhältnisse relativiert werden. Zwei Aufsätze behandeln Zivilisationstheorien und deren Verbindung mit dem Forschungsfeld: Reiner Wilds Überblick mündet in eine Anwendung auf Literaturbeispiele des 18. Jahrhunderts, Konrad Köstlins Gegenüberstellung und teilweise Integrierung von Münchner Schule und Elias'schem Ansatz sind hier nützlicherweise wieder abgedruckt.

Mehrere Beiträge widmen sich Brückendenkern. Carsten Lenk kritisiert Clifford Geertzs Kulturs-Text-Modell, Gerhard Sauder kommentiert Walter Benjamins «Passagen-Werk» und Udo Göttlich befasst sich mit der Literaturosoziologie von Leo Löwenthal. Die letzten zwei Beiträge erweitern die Gegenüberstellung Literatur/Kultur durch den allenfalls als übergeordnete Kategorie zu verstehenden Begriff der Medien. Matthias Luserke erarbeitet die historischen Bezüge, während Jörg Schönert pragmatisch einen möglichen Studienlehrgang vorzeichnet.

Insgesamt stellt die Sammlung einen zögernden Beitrag dar zu einer sich abzeichnenden Diskussion um die Umstrukturierung wissenschaftlicher Fachbereiche im Zeitalter der «Postdisziplinarität» – zögernd vermutlich nicht zuletzt deshalb, weil eine Umstrukturierung immer auch eine Bedrohung des intellektuellen und institutionellen Selbstverständnisses bedeutet. Man hätte sich weitere Beiträge gewünscht, sowohl aus der Ethnologie als auch aus der komparatistischen Literaturforschung und der interkulturellen Germanistik – gerade letztere hat hermeneutische Grundlagen zu schaffen versucht, die dem Spannungsfeld Literaturwissenschaft/Kulturwissenschaft zuträglich wären. *Regina Bendix*

WALTRAUT BELLWALD: Wohnen und Wohnkultur. Wandel von Produktion und Konsum in der Deutschschweiz. Zürich: Volkskundliches Seminar 1996. 319 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 1).

Das Buch von Waltraut Bellwald ist der erste Band der «Zürcher Beiträge zur Alltagskultur» und verdeutlicht mit dem Thema «Wohnkultur» die programmatische Hinwendung zu den «Nahumwelten», wie es Ueli Gyr als Herausgeber formuliert. Die Arbeit entspricht auch durchaus der von ihm eingeforderten Mischung von theoretischer Analyse und sorgfältiger Beobachtung der Objektkultur mit ihrer «kulturell-symbolischen Dimension» für die Gesellschaft.

Bellwald versucht, mit dem Methodenansatz der *grounded theory* Wohnkultur in der Deutschschweiz als kulturelles Totalphänomen zu erfassen. Die von der Autorin bekannte «Lust aufs Ganze» ist freilich wohl ein kaum einzulösender Anspruch. Sie hat zwar mit einer Fülle empirischen Materials – über Medien und Archivalienanalysen, über die Aufarbeitung von Firmengeschichten und durch Interviews im Freundes- und Nachbarschaftskreis – viele Ebenen des Zugangs zum Thema gefunden; und sie hat in einem Eingangskapitel einen sehr differenzierten Theorieüberblick zum Wohnbegriff erarbeitet. Aber letztlich ist dann das «Modell des kulturellen Systems Wohnen» doch auf den Aspekt der Einrichtung und den Umgang der Menschen damit reduziert. Das ist unter arbeitsökonomischen

Gesichtspunkten eine legitime Einschränkung, nur sollte unmissverständlich klar werden, dass zur Wohnkultur auch andere Aspekte wie Wohnungsgrundrisse, Hausarbeit, Küchentechnik, Familienleben oder Haushaltsformen gehören.

Um Möbel geht es also vorrangig, um deren Herstellung und um deren Wege in die Wohnung, und dies über die Zeitspanne der letzten einhundert Jahre bis zur Gegenwart, lokal begrenzt auf die Deutschschweiz. Das ist eine bewusste Anknüpfung an die Sachkulturforschung der Volkskunde, erweitert um einen funktionalen Ansatz. Bei den sorgfältigen Recherchen zum Wandel von Produktion und Konsum von Möbeln wird deutlich, wie sehr die materiellen Güter zu Zeitzeugen werden. Mit veränderten Herstellungsmethoden etwa, durch den Einsatz von Holzbearbeitungsmaschinen oder durch neue Holzwerkstoffe wie das Sperrholz entstanden jeweils auch neue Möbeltypen: so konnte man mit Sperrholz jene grossen, glatten Oberflächen von kubischen Möbelkörpern herstellen, die nach dem Ersten Weltkrieg Mode wurden. Es fand ein Übergang vom individuellen Schreinerwerkstück zum Serienmöbel aus der Fabrik statt, wobei sich der persönliche Kontakt zwischen dem Handwerker und dem Kunden verlor. Zwischen Möbelfabriken und Möbelkäufer schob sich als vermittelnde Instanz der Möbelhandel. All dies sind Befunde, die an exemplarisch aufgearbeiteten und spannend zu lesenden Firmengeschichten illustriert werden, z. B. am Werdegang der Möbelfirma Stählin in Lachen, die sich um die Jahrhundertwende aus einer kleinen Schreinerei zu einer ständig expandierenden Fabrik entwickelte. In ebenso zeittypischen Entwicklungsstadien wird die Geschichte des Möbelhandels in der Schweiz dargestellt, zunächst am Beispiel des «nationalen Einrichtungshauses» Möbel-Pfister und dann am Beispiel Ikea, das für den Einbruch der internationalen Konkurrenz steht.

Als weitere Zwischeninstanzen zwischen Möbelproduzenten und -konsumenten werden Geschmacksvermittler beschrieben wie Zeitschriften, Wettbewerbe, Messen. Besonders hervorzuheben sind hier die Hinweise auf die Vorlagenwerke für Schreiner, die noch kaum aufgearbeitet sind; es wird deutlich, dass auch schon in der Epoche der handwerklichen Möbelherstellung sehr direkte Handlungsanweisungen für die Anfertigung modisch-konformistischer Möblierungen kursierten.

Das Auf und Ab der Möbelmoden wird dargestellt als Beispiel für geistesgeschichtliche Prozesse. Immer wieder ging es dabei um die Frage ästhetischer Wertungen. Die mehr oder weniger offene Missbilligung eines als minderwertig erachteten Massenstils kam in diversen Reformbewegungen zum Ausdruck, die zu einfachen und «ehrlichen» Möblierungen aufriefen. Sie wandten sich gegen einen bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg offenbar sehr verbreiteten Stil, den die Autorin beschreibt als «nussbaumfarben, massig, die Fronten bombiert, währschaft und gediegen». Besondere Aufmerksamkeit schenkt die Autorin einem anderen populären Wohnstil, dem sogenannten Schweizer Heimatstil der 1930er und 1940er Jahre mit seinen «massiven Handwerkermöbeln aus Schweizerholz». Sie schwankt zwischen der Einsicht, dieser Rückgriff auf Handwerkliches, Regionales und Bäuerliches in den Möbelstilen sei ein internationales Phänomen jener Epoche, und dem Insistieren darauf, dieser Stil habe in der Schweiz etwas Eigenständiges gehabt durch eine «intensive Verknüpfung materieller Kultur mit geistigen Gütern». Doch unschwer lassen sich aus deutschen Quellen jener Zeit absolut identische Vollholzmöblierungen im Bauernstubenstil und dazu passende Hintergrundideologien finden: die Absage an alles Modische, Ausländische, an exotische Hölzer und Furniere, die Hinwendung dagegen zum Einfachen, Bodenständigen. Das spricht wohl eher dafür, dass der Schweizer Heimatstil eine weitere Variante einer Volks- und Bodenideologie war.

Im letzten Teil der Arbeit werden die Hauptlinien des Einrichtungswandels nach dem Zweiten Weltkrieg vorgestellt: von der nach unten rutschenden Horizontalen bei Sitz- und Liegemöbeln ist die Rede, vom Abrücken von kompletten Möblierungen hin zum Sammelsurium, von der neuen Akzeptanz von Provisorien und von Selbstgemachtem. Hier fliessen nun die Ergebnisse einer Umfrage unter circa zwanzig Haushalten unterschiedlicher Alters- und Sozialstufung ein. Diese Wohngespräche geben der Arbeit eigentlich das lebendigste Kolorit. Allerdings wird mit der Ansicht: «Hinter jeder Wohnungstür ist es anders» wohl doch etwas zu sehr der Annahme das Wort geredet, die heutigen Lebensstile seien individualisiert und pluralistisch aufgesplittet. Wie sehr hinter persönlich gefärbten Wohnbiographien doch auch Einbindungen in Milieus zum Tragen kommen, wäre vielleicht besser zu erkennen gewesen, wenn die Befragungspartner nicht so willkürlich gestreut, sondern eher als kleine Gruppeneinheiten ausgesucht worden wären. Doch trotz dieser gelegentlichen sozialen Unschärfe fördern diese Wohngespräche eine Menge an interessanten Erkenntnissen zutage über Übergänge im Lebenslauf, über ererbte und ertrödelte Möbel, über Schonen, Sparen, Flicken, Umnutzen und Wegwerfen.

Margret Tränkle

SUSANNE EISENMANN: *Sed Corde Dicemus. Das volkstümliche Element in den deutschen Predigten des Geiler von Kaysersberg*. Frankfurt a.M./Bern: Peter Lang 1996. 211 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, 1565).

Der Strassburger Geiler von Kaysersberg (1445–1510) war einer der hinreissendsten Volksprediger vor der Reformation. Sein unterhaltender und anschaulicher Stil entsprach dem Zeitgeschmack ebenso wie dem Anspruch an Verständlichkeit. Viele seiner Münsterpredigten sind noch zu Lebzeiten oder kurz nach seinem Tod gedruckt worden, wohl am bedeutendsten ist seine Sammlung «Die Emeiss» (bei Johannes Grüninger in Strassburg 1512). Für die Volkskunde liegt in diesen Predigttexten schier unerschöpfliches Material begraben, das aber bislang kaum gehoben wurde. Der Titel der in Stuttgart 1995 vorgelegten Dissertation von Susanne Eisenmann verspricht vieles, kann aber nur wenig davon auch einlösen. Die 35 für die Studie ausgewählten und analysierten Predigten berücksichtigen zwar die gesamte Periode Geilerschen Wirkens, von 1480 bis 1508, aber die Monographie kommt über allgemeine Einsichten und germanistische Topoi nicht hinaus.

Ein erstes Kapitel führt in die Volkspredigt des Spätmittelalters ein, das zweite befasst sich mit Komik und Humor ('Worüber lachte der Mensch im Mittelalter?'), zieht aber wichtige neuere Studien (wie etwa die von Joachim Suchomski, «Delectatio und utilitas. Ein Beitrag zum Verständnis mittelalterlicher Kunst», Bern 1975) nicht heran. Untersucht werden sodann Elemente der rhetorischen Bildlichkeit, aber es bleibt weitgehend beim Aufzählen, als ob ein mehr oder weniger zusammengestellter Zettelkatalog verarbeitet worden wäre. Der wirkliche akademische Zugriff fehlt. Man fragt sich, weshalb ein solches Werk als Dissertation angenommen wurde. Wer Geiler wirklich kennenlernen will, lese am besten ihn selbst, am bequemsten in der Gesamtausgabe, die Gerhard Bauer betreut und von der bislang ein Band erschienen ist (Berlin 1989).

Peter Ochsenbein

JOHANNES RÜTINER: *Diarium 1529–1539*, I–V. Hg. von Ernst Gerhard Rüschi. St. Gallen: Vadianische Sammlung, Kantonsbibliothek (Vadiana) 1996. (4 Textbände, Einführungsband mit Registern). 350, 349, 379, 381, 225 S.

Johannes Rütiner (1501–1556?) entstammte einer angesehenen und wohlhabenden Kaufmannsfamilie, die im Leinwandhandel tätig war. Nach dem Besuch der St. Galler Lateinschule wechselte er 1519 an die Lateinschule nach Basel; von 1522 bis 1524 widmete er sich an der dortigen Universität dem Studium der Theologie. Es lag nicht in Rütiners Absicht, einen akademischen Grad anzustreben, vielmehr wollte er sich vor seinem familiär vorgezeichneten Einstieg ins Leinwandgeschäft eine fundierte humanistische Allgemeinbildung erwerben. Um diese unter Beweis zu stellen, verfasste er seine von ihm trefflich als «Commentationes» (Bemerkungen) bezeichneten Notizen zum Zeit- und Tagesgeschehen auf Latein. Der im 18. Jahrhundert nachträglich angebrachte Titel «Diarium» ist unpassend: Es fehlt die strenge zeitliche Folge und die genaue Datierung der Aufzeichnungen. Wie der engagierten, um historische Klärung bemühten Herausgeber zu entnehmen ist, bleibt die falsche Umbenennung von Rütiners Werk keineswegs die einzige falsche Rezeption. Falsche Lesarten führten im 19. Jahrhundert zu Fehlinterpretationen, die sich durch kontinuierliches Kopieren bis in die Gegenwart hinein gehalten haben.

Ernst Gerhard Rüschi hat nun als erster in entsagungsvoller jahrelanger Arbeit Wort für Wort Rütiners schwerleserliche Handschrift entziffert und dessen mangelhaftes «Küchenlatein» in ein der Vorlage stilistisch angepasstes Deutsch übersetzt. An der St. Galler Stadt- und Reformationsgeschichte Interessierte finden jetzt in der Einführung eine Berichtigung immer wieder kopierter Irrtümer. Dem Herausgeber kommt indes zur Hauptsache das unschätzbare Verdienst zu, innerhalb seines eigenen wissenschaftlichen Umfeldes mit Beharrlichkeit und Verve die Mauer von Unverständnis und Ignoranz niedergeissen zu haben – dies mit dem einzigen Ziel, der Forschung Blicke auf den verborgenen Alltag unterschiedlicher städtischer Sozialschichten in der Frühneuzeit zu ermöglichen.

An keiner Stelle seiner umfangreichen «Commentationes» äussert sich der Autor über seine Schreibmotivation. Verschiedene Indikatoren vermögen allenfalls indirekte Hinweise zu liefern, dass Rütiner innerhalb einer mental instabilen Umwelt schreibend versuchte, die Garanten der Ordnung, Norm und Sicherheit von einer als Chaos empfundenen, angsterregenden Abnormalität zu trennen. Die nach dem Vorbild eines Ars-moriendi-Buches erzählte Szene am Sterbebett des Vaters und die Frömmigkeit der Frauen in der Verwandtschaft mütterlicherseits sowie die fünfzigjährige idealisierte Ehe eines Zunftgenossen markieren typisierend Familie, Verwandtschaft und Zunft als Räume des Rückzuges, wo Stabilität am ehesten zu finden war. Als Eherichter, also Hüter obrigkeitlicher sexualmoralischer Prinzipien, interessierte sich Rütiner besonders für die menschliche «Zügellosigkeit», die

Offenbarung des Teuflischen: Frauen und Männer aller Schichten trugen ihm eheliche Prügeleien und Messerstechereien zu, berichteten ihm von sexueller Gewalt gegen Frauen, Kinder und Tiere. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass Täter, die sich der «Sodomie» mit Tieren schuldig gemacht hatten, samt ihren Sexualobjekten verbrannt wurden, sogar wenn es sich um eine Herde von zwölf Kühen handelte. In den Augen der damaligen Gesellschaft konnte nur ein radikales Reinigungsritual die Verletzungen der religiös-moralischen Ordnung heilen.

Ganz allgemein bildet das zeittypische Interesse an der biologischen Lebensgrundlage des Menschen auch bei Rütiner einen Schwerpunkt. Eigene Beobachtungen der Umwelt – das Ich des Schreibers tritt hier in den Hintergrund – und Gehörtes dienen immer wieder der Selbstvergewisserung und Selbstbestätigung, etwa wenn der Autor Behinderte beschreibt und ausgrenzt, den Verlauf von Krankheiten schildert, sich den plötzlichen Tod eines Säuglings nicht erklären kann, das Fachwissen von Ärzten und Heilern diskutiert oder schlicht und einfach von der Wirkung des Alkohols fasziniert ist.

Ursula Brunold-Bigler

ANDREAS HUBLI: Die Genossamen Schillingsrütli und Sattelegg. Beitrag zur Rechtsgeschichte der Allmendgenossenschaften im Kanton Schwyz. Zürich: Schulthess Polygraphischer Verlag 1995. 256 S., Karten und Tabellen. (Zürcher Studien zur Rechtsgeschichte, 31).

Im Jahre 1793 erschien in Stuttgart im renommierten und heute noch bestehenden Verlag J. B. Metzler die schmale, anonym gehaltene Schrift eines «Württemberger» unter dem Titel «Über Allmenden, deren Benutzung und Vertheilung», worin angesichts einer steigenden Bevölkerung die Aufteilung der Allmenden in Privateigentum oder jedenfalls zur privaten und vererblichen Nutzung des Grund und Bodens vor allem für den Kartoffelanbau und den Obstbau propagiert wird. Verfasser dieser anonymen Schrift, die deutlich die Spuren der Aufklärung erkennen lässt, war der Kameralist und spätere Finanzminister des Königreichs Württemberg Ferdinand August Heinrich Weckherlin (1767–1828), ein Ahnherr des deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, Begründer der Landesvermessung und des Statistischen Bureaus, dem Vorläufer des statistischen Landesamtes. Es brauchte gut 150 Jahre, bis die Vorschläge Weckherlins in die Tat umgesetzt wurden. Durch ein Gesetz aus den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden in Baden-Württemberg die Allmenden endgültig abgeschafft (dazu Dietmar Wehrenberg, «Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Allmendrechten und Gemeindfronverpflichtungen vornehmlich in Oberdeutschland», Stuttgart 1969).

Die hier anzugehende Arbeit über die Genossamen Schillingsrütli und Sattelegg im Kanton Schwyz, eine von Claudio Soliva betreute juristische Dissertation, geht auf solche Zusammenhänge nicht ein, sondern nimmt die Allmenden als das, was sie sind, nämlich dem kantonalen (Schwyzer) Recht unterstellte öffentlich-rechtliche Körperschaften mit immer noch grosser Bedeutung vor allem für die Landwirtschaft. Allerdings brachte das 19. Jahrhundert für die Schweiz wenigstens die Aufteilung der Landeswaldungen, die besonderen Waldkorporationen übertragen wurden, die ähnlich den Allmendkorporationen gestaltet sind (S. 25).

Schon Karl S. Bader und Ferdinand Elsener haben, gestützt auf ältere Auffassungen, darauf verwiesen, dass die vor allem im 19. Jahrhundert gängige Theorie, die Allmenden seien Nachfolger der germanisch-frühmittelalterlichen Markgenossenschaft, ein Irrtum war. Tatsächlich – und die Arbeit von Hubli kann dies eindrucksvoll belegen – sind die Allmendkorporationen eindeutig jüngeren Ursprungs. So geht die früheste urkundliche Erwähnung der Genossame Schillingsrütli erst auf das Jahr 1451 zurück (S. 38). Sattelegg dürfte gleichfalls der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammen, das älteste überlieferte schriftliche Statut stammt aus dem Jahre 1516. Die Schaffung solcher Körperschaften hatte wirtschaftliche Gründe: Die zunehmende Viehwirtschaft im Kanton Schwyz verlangte eine Ausdehnung der Viehweiden und eine effektivere Bewirtschaftung. Dazu erwarb («sitt wir vil almeind erkouft haben sunder mitt swenden, mitt rutten vast gebessrett haben») beispielsweise die Genossame Schillingsrütli Grund und Boden aus dem Besitz des Klosters Einsiedeln und der Herren von Schwyz, um ihn gemeinsam zu bewirtschaften.

Nach einem Überblick über die Siedlungs- und Herrschaftsgeschichte der beiden Genossamen versucht der Autor eine Bewertung des Rechtscharakters der Allmendgenossenschaften nach Bundes- und kantonalem Recht, der immer noch dogmatisch umstritten ist. Daran schliesst sich eine Quellen geschichte der verschiedenen Statuten an, die zum Teil im Anhang wiedergegeben sind. Diese werden dann im folgenden analysiert: Erwerb und Verlust der Mitgliedschaft, Alter, Geschlecht und sonstige Voraussetzungen, Inhalt der Nutzungsrechte, Pflichten der Mitglieder wie Tagwerk und Achterdienst, Versammlungen der Genossen, Aufsicht und Schlichtung von Streitigkeiten.

Gerade die ausführliche Darstellung dieser auch volkskundlich und sprachlich interessanten Details ist besonders lesenswert, vor allem wenn man sie, was man vielleicht von einer Dissertation nicht erwarten kann, im Kontext mit anderen Regionen der Alp- und Waldwirtschaft sieht. Bestossungsregelungen schufen die Voraussetzung für eine ausreichende Nahrungsgrundlage des aufgetriebenen Viehs. Schweine waren deshalb oftmals verboten oder mussten in Stallungen gehalten werden, weil sie mit ihren Nasen die Erde umpfügten, so dass kein gedeihlicher Graswuchs mehr möglich war. Zumaldest mussten sie Nasenringe tragen. Ähnliches galt für Ziegen, deren Anzahl wegen ihrer Fresssucht reglementiert war.

Das Buch ist deshalb auch ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft, auch wenn der Autor das gleichnamige Buch von Nikolaus Grass, welches, obwohl nahezu fünfzig Jahre alt, immer noch zu den grundlegenden Werken zu diesem Thema zählt, nicht zur Kenntnis nimmt. Das mag man bedauern. Begrüssen muss man, dass ein geschlossenes Gebiet umfassend, seit der Entstehung der Genossamen und bis in die Gegenwart, in den verschiedenen Entwicklungsstufen dokumentiert ist. Gerade wegen seiner Materialfülle nimmt man den Band gerne zur Hand.

Herbert Schempf

FORSCHUNGEN ZUR RECHTSARCHÄOLOGIE UND RECHTLICHEN VOLSKUNDE, 16. Hg. von Louis Carlen. Zürich: Schulthess Polygraphischer Verlag 1996. 181 S., Abb.

Den Hauptteil des nun schon 16. Bandes der von Louis Carlen seit 1978 herausgegebenen Schriftenreihe bildet die Wiedergabe zweier Vorträge, die aus Anlass des 500jährigen Bestehens des Überlinger Rathaussaales mit dem einmaligen Schnitzwerk des Holzschniders Jakob Russ gehalten wurden. Der Überlinger Kulturdezernent *Guntram Brummer* («Reich und Recht im Überlinger Rathaussaal. Altes und Neues zum Verständnis des Schnitzwerkes von Jakob Russ») versucht eine Neuinterpretation der beiden an den Längswänden des Saales befindlichen Christusdarstellungen. Brummer stellt sie in weite religionsgeschichtliche Zusammenhänge, die sich aus dem den Raum umgebenden Figurenschmuck ergeben, und interpretiert sie schlüssig nicht nur als Gerechtigkeitsdarstellungen, die dem Rathaussaal sein besonderes Gepräge vermitteln, sondern im Zusammenhang mit dem 2. Brief des Apostels Paulus an die Thessaloniker auch als Verbildlichung einer damals noch Allgemeingut darstellenden Reichsidee.

Peter Putzer («Kaiser und Reich als Motiv bildhafter Darstellung: Das Kurfürstenkolleg zwischen Verfassungsgeschichte und Kunstgewerbe») greift die Thematik auf und arbeitet die bildhaften Darstellungen der Kurfürsten von der Goldenen Bulle bis ins 18. Jahrhundert auf. Auch hier steht die Reichsidee im Mittelpunkt, wobei dem Quaternionen-System (System der Vierzahl) besondere Bedeutung zukommt, welche auch dem Überlinger Rathaussaal zugrundeliegt. Nach ihm fusst die ständische Gliederung des Reiches auf jeweils vier Säulen – ein System, welches nicht ohne Schwierigkeiten durchzuhalten ist, wie das Beispiel der drei geistlichen Kurfürsten zeigt, denen, um die notwendige Vierzahl zu erreichen, oftmals der Kaiser oder der Podesta zu Rom zur Seite gestellt wird.

Die Zahlensymbolik spielt auch eine wichtige Rolle bei der Entschlüsselung der «Hieroglyphe». Man versteht darunter Bilderschriften oder Bilderrätsel, durch Zeichen und andere figürliche Darstellungen verschlüsselte Sinnsprüche in der Art des Emblems der Humanisten. «Denkbilder» nennt sie treffend die deutsche Übersetzung eines niederländischen Emblembuches (Romeyn de Hooghe, 1744). Herzog August von Braunschweig-Lüneburg war nicht nur der Begründer der berühmten Bibliothek in Wolfenbüttel, dem späteren Arbeitsplatz Lessings, sondern hat als Gustavus Selenus unter dem Titel «Cryptomenytices et Cryptographia» (1624) selbst ein Buch über Geheimschriften verfasst, für welches er die Hieroglyphe der Justitia nachstechen liess. *Wolfgang Schild* («Justitia als Hieroglyphe») analysiert den gleichnamigen Kupferstich, welcher die Justitia nicht als blosses Justizsymbol darstellt, sondern sie hier einbindet in ein enzyklopädisches System von Theologie und Philosophie, das in sich auch Ethik und Rechtswissenschaft enthält.

Der Herausgeber selbst berichtet über Freiheitsbäume im Wallis, über deren volkskundliche Zusammenhänge Hans Trümpy in dieser Zeitschrift schon gehandelt hat (SAVk 57, 1961, 103–122). *Louis Carlen* (S. 143–152) stellt zunächst die Vorfahren der Freiheitsbäume, die Dorflinden und Mazzan heraus und stellt dann die ersten Zeugnisse der Bäume vor, die nach dem Ende der französischen Besetzung des Wallis auch wieder verschwinden. Ferner gibt Carlen in seiner Einleitung zum vorliegenden Band eine kurze, aber lesenswerte Übersicht über die jüngste französische Forschung auf rechtsarchäologischem und rechtsvolkskundlichem Gebiet.

Peter Stein geht es in seinem Beitrag «Die Judendorfer Endingen und Lengnau im aargauischen Surbtal in rechtsarchäologischer Sicht» (S. 131–142) über die Möglichkeit einer Berichtigung zivil-

standsrechtlicher Urkunden anhand von rechtsarchäologischen Zeugnissen, weil die Registereintragungen oftmals erst im nachhinein vorgenommen wurden. Beispielsweise wurden die genauen Geburtsdaten auf den Thorawickelbändern oder Mappen eingestickt und erlauben so eine exakte Datenbestimmung. Stein zeigt dies an Daten von Henele Moses Guggenheim, einem Vorfahren des Genfer Völkerrechtlers Paul Guggenheim.

Grenzstreitigkeiten haben schon immer die Gerichte beschäftigt. *Albrecht Cordes* («Kennzeichnung und Schutz von Dorfgrenzen») nimmt einen Schiedsspruch zur Beilegung eines Rechtsstreits zwischen zwei Breisgaudörfern aus dem Jahre 1491 zum Anlass, um die Möglichkeiten zu erörtern, wie Grenzen festgelegt und gesichert werden konnten. Leider vermisst man in dem sehr instruktiven Beitrag das Beispiel der «Haller Landheg»: Wall und Graben, mit denen die Reichsstadt Schwäbisch Hall ihr nicht gerade kleines Territorium umgab. Schon die Lex Visigothorum enthält eine Hierarchie der verschiedenen Grenzzeichen: zuerst sollten Wälle und markierte Steine, in zweiter Linie markierte Bäume verwendet werden.

Annemarie Lindig schliesslich nimmt den «Mantel als lebenswichtigen Gegenstand des menschlichen Alltags in rechtlichen Regelungen» zum Gegenstand ihrer Betrachtungen. Wie schon im ersten Teil der Abhandlung, abgedruckt in Band 15 der «Forschungen», besticht die hervorragende Quellenkenntnis. Der Mantel ist Bestandteil des Ornats, Gegenstand bei rechtssymbolischen Handlungen, Standeszeichen, in übertragenem Sinn aber auch Strafwerkzeug (Schandmantel) und Gefängnis.

Carlens «Forschungen» stellen nach wie vor das bedeutendste Periodikum zu Fragen der rechtlichen Volkskunde und der Rechtsarchäologie unter Einschluss der Rechtsikonographie dar. Der vorliegende Band zeigt wiederum, wie von unterschiedlichen Positionen aus rechtswissenschaftliche Erkenntnis auch für die Volkskunde von Nutzen sein kann. Mantel, Baum, Grenze, jüdische Überlieferung haben eben auch eine juristische Dimension. Es wäre zu wünschen, dass es dem Herausgeber gelingt, weitere Bände in gleicher Weise erscheinen zu lassen.

Herbert Schempf

HANSJÖRG ROTH/ROBERT SCHLÄPFER (Hg.): Allein auf dieser verdammten Welt: Das andere Leben des Josef Knöpflin. Basel/Frankfurt a.M.: Helbing & Lichtenhahn 1996. 367 S., Abb.

Das zu besprechende Werk verdient in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit. Es vermittelt schriftliche Lebenserinnerungen aus einem Milieu, das sich typischerweise durch das Fehlen solcher auszeichnet. Es nimmt Bezug auf die seit einiger Zeit aus den Schlagzeilen verschwundene, aber nicht überwundene Thematik der Nichtsesshaften in der Schweiz. Es unternimmt den heiklen Versuch, zeitgeschichtliche Strafvollzugs- und Vormundschaftsakten als Quellenmaterial beizuziehen.

Grundlage des weit mehr als eine Lebensgeschichte einschliessenden Werkes bildet die Autobiographie des «Josef Knöpflin» (1917–1989). Das Buch ist einer Randexistenz unseres Jahrhunderts gewidmet, befasst sich intensiv mit einem im Leben Gestrauchelten, nimmt sich engagiert einer Person ausserhalb des helvetischen Durchschnitts geordneten Daseins und kleiner Karriereschritte an.

Die im Rückblick eines früh Gealterten niedergeschriebenen Lebensberichte entstanden zwischen 1961 und 1974. Textauszüge meist amtlicher Dokumente begleiten die in Schulheften aufgezeichnete Autobiographie. Die Stichworte lauten: armes Elternhaus und unbehütete Kindheit, unsteter Lebenswandel und (klein)kriminelle Akte, Anstaltsverwahrungen und Gelegenheitsarbeiten. Wer die streckenweise humorvoll und überaus lebendig geschilderten Erinnerungen liest, kommt in Kontakt mit randständigen Menschen, die im Zeitalter von geistiger Landesverteidigung und nachfolgender Wohlstandsgesellschaft zunehmend unter Druck gerieten. Knöpflin selbst mochte oder vermochte mit den gesellschaftlichen Ansprüchen und Konventionen nicht Schritt zu halten. Doch das Durchmogeln bereitete zusehends mehr Mühe, die Luft für Originale seinesgleichen wurde zunehmend dünner.

Emotionale Erlebniswelten, eingefangen in dialektgefärbter Sprache, kontrastieren mit Fremdeinschätzungen, formuliert in quasi objektivem Amtsdeutsch. Bedauerlich ist, dass die einzelne Lebensabschnitte illustrierenden Quellenauszüge erst 1957 einsetzen, und leider behindern passagenweise allzu viele Transkriptionen den Lesefluss. Von hohem Dokumentationswert sind die vielfältigen Bezüge zur Welt der Nichtsesshaften. Knöpflin, zu dessen familiärem Umfeld Jenische gehörten, stand seit frühesten Kindheit in Verbindung mit Fahrenden, ist zeitweilig mit ihnen herumgezogen, gibt durch seine Aufzeichnungen mannigfaltige Einblicke in deren Lebenswelt (Sprache, Kochrezepte, Heilmittel, ambulante Gewerbe, Aufenthaltsgebiete).

Das Schlusskapitel, wenig einladend als «Nachwort» betitelt, beansprucht knapp 50 Buchseiten. Es bietet eine Fülle methodischer Überlegungen zur soziologischen Situierung der Hauptperson und zur historischen Wertung der Aufzeichnungen. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen zur Ge-

schichte der Fahrenden. Ohne dass die Herausgeber je davon sprechen, wird daraus ersichtlich, wieviel Sachkenntnis und Recherchierarbeit hinter der Edition steckt. Gross, vielleicht allzu gross sind die im Zeichen des Datenschutzes gemachten Konzessionen. Mancher Leser oder manche Leserin dürfte sich zu guter Letzt fragen: Wer steckt wirklich hinter «Josef Knöpflin»?

Peter Witschi

HANS AMSTUTZ: Das Verhältnis zwischen deutscher und französischer Schweiz in den Jahren 1930–1945. Aarau/Frankfurt a.M./Salzburg: Sauerländer 1996. 197 S. (Reihe Sprachlandschaft, 19).

Leben wir in der mehrsprachigen Schweiz miteinander, nebeneinander, gegeneinander? Oder leben wir uns auseinander? Wie ein Donnerschlag wirkte die eidgenössische Volksabstimmung vom 6. Dezember 1992 – es ging um den Beitritt zum europäischen Wirtschaftsraum: Die Grenze zwischen Ja und Nein folgte fast haargenau der Sprachgrenze. Man sprach wieder vom berühmten «Graben» (der keinesfalls ein «Röstigraben» sein kann: Rösti – westschweizerisch früher «les pommes de terres fricassées» – kennt man beiderseits der Sprachgrenze).

Der Basler Germanist und Historiker Hans Amstutz veröffentlicht nun eine wichtige Arbeit zum Problem deutsche und französische Schweiz. Die Zeit im Vorfeld und während des Zweiten Weltkrieges wird hier – zum Teil als Pionierarbeit – auf den Gegensatz Deutsch-Welsch hin untersucht. Die jüngsten Kritiken an der Schweiz der Kriegszeit verschaffen der Studie einen hohen Grad von Aktualität.

Beim Vergleich des unterschiedlichen Abstimmungsverhaltens in den dreissiger Jahren weist Amstutz nach, «dass die Romandie, wann immer der Links-Rechts-Gegensatz zur Diskussion stand, im Vergleich zur deutschsprachigen Schweiz stärker den bürgerlich-konservativen Lösungsvorschlägen zuneigte». (Seither hat die Westschweiz ein eher «progressives» Image bekommen.) Gut herausgearbeitet wird die Haltung gegenüber den grossen Nachbarländern.

Vor dem Ersten Weltkrieg schlug das Herz der Romands noch für Frankreich und die Alliierten, während die Deutschschweizer Mehrheit im Geiste an der Seite des preussisch-deutschen Kaisers marschierte. Amstutz zeigt eindrücklich die Kehrtwendung nach der russischen Revolution und nach dem Aufstieg des Faschismus italienischer und deutscher Prägung: die Deutschschweizer Mehrheit stellt sich gegen Deutschland (das von Hitler beherrscht wird), die französische Schweiz – oder zumindest deren tonangebende Schicht – wendet sich gegen Frankreich (weil hier die Linke regiert). Bürgertum und Presse der französischen Schweiz zeigen Sympathien zu ständestaatlichen Thesen (Mussolini wird noch 1937 Ehrendoktor der Universität Lausanne!).

Die Arbeit ist sorgfältig dokumentiert und liest sich spannend. Kritischer Blick zurück: «Von der Schweiz als einer «geistigen Mittlerin», als einem Modell für ein neues, geeintes Europa, wie es vor und während des Krieges gern beschworen wurde (...), war im Jahre 1945 nichts zu sehen und kaum etwas zu hören», schreibt Amstutz. 1996, im Erscheinungsjahr seines Buches, vertrat er die Meinung, «dass eine offenere Politik der Schweiz – allerdings womöglich schon vor dem Mai 1945 – die Ächtung der alliierten Siegermächte entscheidend gedämpft oder gar nicht erst zugelassen hätte».

Marcel Schwander

THESAURUS PROVERBIORUM MEDII AEVI. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters. Begründet von Samuel Singer. Hg. vom Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Wiss. Leitung: Ricarda Liver, Gertrud Strich-Sattler (†) und Werner Ziltener. Berlin: Walter de Gruyter 1995ff. – Bd. 1: A – Birne, 1995. 488 S. – Bd. 2: Bisam – erbauen, 1996. 484 S. – Bd. 3: Erbe – freuen, 1996. 496 S. – Bd. 4: Freund – gewöhnen, 1997. 496 S. – Quellenverzeichnis zusammengestellt von Werner Ziltener, überarbeitet und ergänzt von Christian Hostettler, 1996. 249 S.

Der Wiener Altgermanist, Komparatist und Volkskundler Samuel Singer (1860–1948), 1891–1930 Ordinarius für deutsche Philologie in Bern, sammelte gegen 80 000 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus lateinischen, germanischen und romanischen Quellen des Mittelalters. 1944–1947 publizierte er unter dem Titel «Sprichwörter des Mittelalters» drei Bände Sprichwortstudien, die er als «Prolegomena eines grösseren Werkes ... eines Thesaurus der mittelalterlichen Sprichwörter» verstand. Singer war überzeugt, dass das germanisch-romanische Mittelalter eine Einheit war, die heute noch im überlieferten Sprichwort zu fassen sei. Seine Sammlung von Proverbien wollte zur Überwindung nationalistischer Beschränktheit beitragen, und er sah seine Sammlung als Baustein zu einer universalen Literaturgeschichte, in der die Einheitlichkeit einer von christlicher Gesinnung und antiker Bildung ge-

prägten Weltsicht fassbar würde. Sein Material, zusammen mit 35 Bänden Manuskript und einer umfangreichen Bibliothek, liegt als «Singer-Bibliothek» in der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern. Erst 1963 wurde sein Werk durch fünf Dozenten der Universität Bern fortgesetzt. Seit 1982 ist Ricarda Liver die Hauptbetreuerin des Unternehmens, das von verschiedenen öffentlichen Institutionen und privaten Stiftungen unterstützt wird. Jetzt liegen zusammen mit einem Quellenverzeichnis die ersten vier Bände vor.

Die Grundkonzeption Singers wurde bei der Überarbeitung der Druckvorlage weitgehend beibehalten. Im Gegensatz zu Singers Vorhaben erscheint jedes einzelne Sprichwort nur einmal, seine «Schlagwörter», die Singer in einer bestimmten Reihenfolge der Sprache katalogisieren wollte, sind nun durch Verweise gesichert. Der Sprichwortbegriff ist sehr weit gefasst; Singer selbst hat das Sprichwort nie genau definiert, doch war er überzeugt, dass er jedesmal ein Glöcklein läuten höre, wenn er bei der Durchsicht der Quellen auf eine sprichwörtliche Formulierung stiess. «Neben klassischem Latein und Griechisch sind im ‹Thesaurus› folgende Sprachen vertreten: Mittellateinisch, Mittelgriechisch, Portugiesisch, Spanisch, Katalanisch, Provenzalisch (Altokzitanisch), Französisch, Italienisch, Altnordisch, Englisch, Niederländisch, Deutsch» (S. VI). Mit Ausnahme des Frühneuhochdeutschen sind alle Sprichwörter jeweils nach dem Originalzitat ins Deutsche übersetzt. Der jetzige «Thesaurus», wohl inskünftig als TPMA bezeichnet, wird insgesamt 2000 Artikel unter alphabetisch geordneten Titelstichwörtern enthalten. Innerhalb eines Artikels sind die Sprichwörter durchnumeriert, bei materialreicher inhaltlicher Gliederung nach Sinngruppen differenziert.

Der neue TPMA wird, das geht schon jetzt hervor, ein unverzichtbares Handbuch werden, nicht nur für die Parömiologie (historisch/ethnologisch wie auch strukturalistisch), sondern für die meisten mediävistischen Forschungszweige, insbesondere für die Mittelalter-Philologien, die allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, die Rezeptionsforschung, die Rechts- und Sozialgeschichte, vor allem aber auch für die Volkskunde. Ein Beispiel aus den bereits vorliegenden Bänden möge dies am Schluss verdeutlichen.

Der vierte Band bietet, von Hans-Ulrich Seifert bearbeitet, ausführlich Sprichwörter zum Thema Gebet (S. 235–240), Querverweise zu Bitten, Paternoster und Psalm erschliessen den weiteren Bereich, die Hinweise: Amen, Anbeten, Beten und Stundengebet helfen zentrierten. Dem Artikel voran geht eine klare Übersicht über die Gliederung, die in insgesamt zwölf Punkte vorgenommen wird, wobei weitere Querverweise auf andere Artikel hinweisen (z. B. Donner 1, Gefahr 6, Gott 32,13, Heilig 6, Rind 22,4). Am breitesten und in allen Sprachen belegt sind die Proverbien «Wer für andere betet, wirkt für sich selbst», «Das kurze Gebet steigt zum Himmel» und «Das Gebet des Demütigen (Elenden, Ge-rechten) dringt zum Himmel». Nur mittellateinisch belegt, weil für Kleriker und Mönche bestimmt, ist der Spruch «Man soll langsam und in Ruhe beten»; das seit der irischen Mönchsfrömmigkeit einsetzende quantifizierende Abbeten steht in der Geschichte der abendländischen Gebetkultur im Hintergrund. Nur englisch belegt ist «Wer am besten lebet (Wer Gott am meisten liebt), betet am meisten», nur spanisch der Satz «Wir beten für Feiertage, aber nicht für so viele», deutlich eine Kritik an der Vielzahl der allgemeinen Festtage. «Hundegebet» heisst nur eben in der deutschen Sprache auch «Katzengebet». Offensichtlich nur deutsch und niederländisch nachweisbar ist: «Gott walt's!» ist die Mutter aller Gebete.» Zum Typus «(Nicht alle) Gebete dringen zum Himmel» gehört das hübsche niederländische Sprichwort «Bedyngce is een voghelkijn dat den hemel doervaert». Im genannten Artikel finde ich vier Druckfehler (drei zuviel gesetzte Kommata, S. 238: gebet für: Gebet).

Es liegt ein grossartiges Handbuch vor, das zum Nachschlagen, Nachdenken und Interpretieren, auch in volkskundlichen Belangen, geradezu herausfordert. Wir freuen uns auf die weiteren Bände.

Peter Ochsenbein

BIRGIT FRANZ/CONSTANZE LINDNER HAIGIS: 100 Jahre Ideen. 1896–1996. München/Zug: arsEdition 1996. 175 S., Abb.

Die Münchner arsEdition legt mit dieser Festschrift zum hundertjährigen Firmenjubiläum eine luxuriös aufgemachte und sorgfältig redigierte Dokumentation ihrer verlegerischen Tätigkeit vor. Gegründet in den 1890er Jahren unter dem Namen «Kunstanstalten Josef Müller» als Initiative eines tatkräftigen Gründerzeitverlegers, wurde der Verlag unter dem Eindruck der politischen Wirren 1918/19 in München verkauft und in der Weimarer Republik wiedergründet unter dem Namen «Ars sacra». Nach 1980 folgte im Zuge einer völligen Umstellung des Verlagsprogramms dann eine weitere Umbenennung in «arsEdition». So spiegelt bereits die Namengebung die wechselnde Verlagsprogrammatik wider, die wiederum eng mit der Geschichte populärer Druckerzeugnisse verknüpft ist.

Josef Müller begann mit der Herausgabe von Erbauungsliteratur, Gebetzetteln und vor allem von Andachtsbildchen und verdankte seinen Erfolg in diesem hart umkämpften Markt dem geschickten Eingehen auf den populären Geschmack und einer frühen internationalen Ausrichtung. In der Weimarer Republik konzentrierte er sich auf Erbauungsliteratur unter dem Zeichen katholisch-konservativer Tradition (sogenannten Hausbüchern und Kleinschriften für die Schriftenstände in Kirchen), bezog dabei aber schon Kinderbücher in seine verlegerische Tätigkeit mit ein. Die wechselhafte Geschichte des Verlags zeigt sich dann beeindruckend in der NS-Zeit, als sich «Ars sacra» als katholischer Verlag mit vielfältigen Zensurversuchen und Behinderungen der Produktion konfrontiert sah. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg stagnierte der Absatz der religiösen Druckerzeugnisse; dem folgte eine Schwerpunktverlagerung auf Kinderbilderbücher und in den 1980er Jahren die vollständige Aufgabe der religiösen Produktion.

So lässt sich in der Geschichte dieses Verlags die Säkularisierung katholischer Bildtraditionen verfolgen: Was sich um die Jahrhundertwende auf dem grossen Feld populärer religiöser Bildkultur erfolgreich verkaufen liess, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend ein marginaler Markt, und in der jüngsten Verlegergeneration (bemerkenswerterweise immer innerhalb einer Familie) wurden diese Zeichen der Zeit konsequent befolgt und das Verlagsprogramm vollständig auf Kinder- und ansprechend gestaltete Geschenkbücher ausgerichtet. Populäre Bilder-Bücher also als der rote Faden des verlegerischen Wirkens: getreu der Maxime, dass «kein Buch, genauer gesagt: kein gedrucktes Buch ohne Bild» den Verlag verlassen soll (S. 55).

Das volkskundliche Thema der Andachtsbildchen und der Kinderbücher erscheint somit aus der ungewohnten Perspektive des Verlegers, der naturgemäß vor allem am kommerziellen Erfolg interessiert ist. Dabei spielten Josef Müllers enge gesellschaftliche und verlegerische Kontakte zur Amtskirche eine bedeutende Rolle (die ihm 1910 immerhin eine päpstliche Privataudienz einbrachten) und trugen wesentlich zu seinem Erfolg bei. Leider bleiben diese Informationen zur Basis einer erfolgreichen Verlagspolitik ein wenig karg. Die Fragen, wie der Verleger an seine Autoren gelangte, wie sich seine Kontakte zum Klerus gestalteten, welche gesellschaftliche Rolle er im katholischen Münchner Milieu spielte, wie sich Familie und Verlag nach aussen darstellten, wären durchaus von Interesse gewesen und hätten sich vielleicht aus dem Firmenarchiv auch beantworten lassen. Bezuglich der Bildauswahl für die Andachtsbildchen erscheint immerhin das interessante Detail, dass spezielle Lithographen und sogenannte Umzeichner bekannte Kunstwerke (vor allem «Alte Meister» und Nazarener-Motive) als Ausgangspunkt nahmen, um sie «für einen populären Geschmack hinsichtlich der Farbigkeit und der Reduzierung auf eine einfachere Bildkomposition aufzubereiten» (S. 23, 25). In dieser urheberrechtlichen Grauzone kam es also darauf an, ein möglichst gutes Sensorium dafür zu haben, was bei den Gläubigen, in erster Linie aber bei den Pfarrern und den Kirchenoberen «ankam». Immerhin war seit 1896 die kirchliche Approbation vorgeschrieben. Die Massenproduktion religiöser Druckgraphik muss vor dem Hintergrund religiöser Propaganda gesehen werden; diese Bilder und Gebetszettel dienten als Mittel der inneren Mission und der Popularisierung neuer Glaubensinhalte (man denke an den «Arbeiterheiligen» St. Josef, an die Wandlungen des Marienkultes nach Fatima und Lourdes, an das Bild der «heiligen Familie» als bürgerliche Kleinfamilie) – und damit einer sehr modern anmutenden kirchlichen «PR-Politik».

Von den Schutzenengelbildchen und Kommunionandenken war es nur ein kleiner Schritt zur eigentlichen Kinderliteratur, die seit der Weimarer Republik in der Verlagsproduktion eine zunehmende Rolle spielte, nicht zuletzt dank der erfolgreichen internationalen Vermarktung der sogenannten Hummel-Bilder und der Kinderbücher von Ida Bohatta-Morpurgo: Beides eigentliche «Longseller», die in den 1950er und 1960er Jahren in jedem Kinderzimmer zu finden waren. Der nächste Schritt, ebenso auf dem Markt populärer Bildprodukte, führte in den 1980er Jahren zu sogenannten Nonbook-Produkten: Geschenkkarten, Lesezeichen, Karten und Bücher mit Glückwunsch- und Sinsprüchen, Poster und Schüleralben, Memos und Stickerbücher; Produkte, die als Phänomen der Alltagskultur volkskundlich noch zu wenig untersucht sind (im Gegensatz zu den Andachtsbildern): Ebenso international geprägt wie Kinderbücher, stehen diese Erzeugnisse mit ihren enorm hohen Verkaufszahlen für die umfassende Bebildderung unseres Alltags von Kindesbeinen an und folgen den immer schneller wechselnden Moden von den «Dinos» bis zu den «101 Dalmatinern» und weiter.

Eine Festschrift, die anhand einer Familien-Verlagsgeschichte zahlreiche Hintergrundinformationen gibt über die sich wandelnden Produktionsbedingungen druckgraphischer Massenerzeugnisse in den letzten hundert Jahren.
Rosmarie Anzenberger

ULLA WILLIAMS: Die «Alemannischen Vitaspatrum». Untersuchungen und Edition. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1996. X, 146*, 438 S. (Texte und Textgeschichte, 45).

Im 35. Kapitel seiner im Spätmittelalter weit verbreiteten «Vita» führt Heinrich Seuse (1295–1366) insgesamt 37 geistliche Sprüche der Wüstenväter an, die einem «anvahenden menschen» helfen sollen. Damit zieht er ein in geistlichen Kreisen vielbeachtetes Werk heran, nämlich die im 4./5. Jahrhundert entstandenen «Vitaspatrum», welche die Lebensbeschreibungen (Viten), Lehrgespräche und Sprüche (*Verba seniorum*) der ersten orientalischen Eremiten und Mönche tradieren und zu den zentralen Schriften der monastischen Bewegung gehörten. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts – genau zur Zeit, als Seuse seine «Vita» schrieb – wurden sie im Zusammenhang mit der «deutschen Mystik» aufgrund der in ihnen vermittelten Spiritualität stark rezipiert. Vermutlich in diesem Umkreis entstanden im südalemannischen Raum die zwei ältesten, sich inhaltlich ergänzenden deutschen Prosaübersetzungen: 1. die Viten und 2. die Exempel mit 365 Lehrgesprächen, *Verba u.a.* Beide Werke wurden schon früh gemeinsam überliefert und waren mit 84 Handschriften und 14 Drucken im ganzen deutschsprachigen Raum die mit Abstand wirkungsmächtigste der insgesamt sechs deutschen Prosaübersetzungen.

Im Rahmen des Würzburger Forschungsprojekts «Prosa des deutschen Mittelalters» legt Ulla Williams ausführliche Untersuchungen zu diesen «Alemannischen Vitaspatrum» vor und ediert erstmals den umfangreichen Text. Ein erstes Kapitel «Grunddaten» orientiert über Entstehung, Bedeutung und Überlieferung der lateinischen «Vitaspatrum» (S. 3*–9*) und stellt danach die «Alemannischen Vitaspatrum» vor (S. 9*–18*). Danach werden sämtliche Textzeugen, sowohl die Handschriften wie die Inkunabeln und Frühdrucke, kurz vorgestellt. Vitentabelle und Exemptabelle dienen der Konkordanz (S. 53*–71*). Bewundernswert ist die Untersuchung zur Überlieferung, die als Summa der beschwerlichen Eruierung ein vielverzweigtes Stemma vorlegt (S. 73*–112*, Stemma: 85*). Die Edition, der eine Zielsetzung mit genau definiertem Programm vorausgeht (S. 113*–136*), bietet neben der Ausgabe der «Vulgataexte» beider Teile (Viten mit 34 Lebensbeschreibungen [S. 3–212] und 513 Exempel [S. 213–404]) eine Synopse der Leittexte und der «Nürnberger Bearbeitung» (S. 406–431). Ein Register der Personen- und Ortsnamen (S. 433–438) sowie ein Verzeichnis der in der Einleitung zitierten Literatur (S. 139*–145*) erschliessen die mustergültige Edition.

Gewiss, die volkssprachlichen «Vitaspatrum» waren vornehmlich in Frauenklöstern verbreitet, weit weniger beim lesefähigen Volk. Dennoch belegen einzelne Handschriften, dass sie ursprünglich Laien gehörten, so der 1407 geschriebene Codex 595 der Stiftsbibliothek St. Gallen einem «Jungker» Walter Diethelm von Hohenklingen, die Basler Handschrift E III 14 dem Schultheissen Henmann Moser aus Brugg, die Münchner Handschrift cgm 637 dem schwäbischen Adeligen Graf Eberhart von Reischach von Richenstein zu Lauberberg und die ehemalige Salemer Handschrift IX 16 einer «frouwe Agneis». Auch die insgesamt 14 Drucke bis 1517 wollten offenbar breitere Kreise ansprechen. Die Geschichten der Wüstenväter wurden dem Volk aber vor allem über die Predigt vermittelt, und oft diente wohl ein Spruch aus den «Verba seniorum» zur Autorisierung der geistlichen Forderungen. Es wäre reizvoll, diesbezüglich weiterzuforschen, nicht nur in den spätmittelalterlichen Predigttexten, sondern auch im barocken erbaulichen Schrifttum.

Peter Ochsenbein

REGINA LAMPERT: Die Schwabengängerin. Erinnerungen einer jungen Magd aus Vorarlberg 1864–1874. Hg. von Bernhard Tschofen. Zürich: Limmat-Verlag 1996. 440 S., 27 Abb. (Das volkskundliche Taschenbuch, 9).

Mit über siebzig Jahren begann Regina Lampert (1854–1942) ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen niederzuschreiben. Daraus entstand ein umfangreicher, dichter Text, der von Bernhard Tschofen bearbeitet und vorbildlich ediert wurde. Der Titel des Buches erscheint nach der Lektüre geradezu bescheiden, denn die Aufzeichnungen bilden nicht nur eine eigenwillige und seltene Biographie aus kleinbäuerlichem Milieu, sondern einen eigentlichen Entwicklungsroman.

Die Autorin ist in Schnifis, einem kleinen Bauerndorf zwischen Feldkirch und Bludenz, im Vorarlberg geboren. Die elfköpfige Grossfamilie konnte nur durch verschiedene Nebenerwerbsarbeiten überleben. So ist es ganz selbstverständlich, dass die zehnjährige Regina und der etwas jüngere Bruder Anton «ins Schwabenland» ziehen. Diese Art der saisonalen Emigration war damals sowohl im Vorarlberg und im Tirol wie auch in Graubünden weit verbreitet. Die Aufnahmegeriete der jugendlichen Auswanderer betrafen vor allem die katholischen Gebiete Oberschwabens vom Bodensee bis an die Iller und die Donau. In der Erzählung Regina Lamperts treten die Unterschiede zwischen der heimatlichen bäuerlichen Welt und den recht grossen, oft abgelegenen Einzelhöfen des Schwabenlandes deutlich zutage. Die Arbeiten der jungen Magd waren vielfältig wie auch beschwerlich, fingen früh am Mor-

gen an und dauerten, besonders in der Erntezeit, bis weit in die Nacht. Stolz war Regina auf den ersten Lohn, der aus Bargeld und dem «Doppelt Häs» (der zweifachen Einkleidung) bestand. Aus späteren Textstellen wird ersichtlich, dass die Bedeutung der «Schwabengängerei» sich nicht darin erschöpfte. Sie war wie eine Art Ausweis einer ersten, bestandenen Lebensprobe. Auf Reginas «Nicht alles habe ich in Schnifis gelernt, ich bin drei Sommer im Schwabenland gewesen», antworten ihre Taufpaten: «Nicht umsonst kannst Du schon so arbeiten» (S. 206). Es gibt aber auch nachdenkliche Erinnerungen, wenn Regina Lampert zurückdenkt: «Wie waren das oft Tage – und das Hüten, todmüd nach dem Pflügen» (S. 356). Immer wieder liest man mit Erstaunen, wie selbstbewusst und entschieden das junge Mädchen die Dinge in die Hand nimmt und mit welcher Lust am Fabulieren sie über ihre Erlebnisse und Erfahrungen erzählt.

Nach den Aufenthalten in Süddeutschland verdingt sich Regina bei verschiedenen Bauernfamilien in der näheren Umgebung ihres Heimatdorfes, bis sie dann – nun längst nicht mehr (winter)schulpflichtig – eine Stelle in einem bekannten Ausflugsgasthof in der Nähe von Feldkirch annimmt. 1872 gelangt sie als Kindermädchen und Dienstbotin in die Familie des Handelsagenten Eduard Frei in der gleichen Stadt. Aus dieser ursprünglich aus dem Toggenburg kommenden Familie stammen die beiden späteren Staatspräsidenten von Chile, Eduardo Frei (1911–1982, 1964–1970 im Amt, und Eduardo, geb. 1942, seit 1994 Staatspräsident). Später, im März des Jahres 1875, zieht Regina Lampert mit ihrem Bruder Jakob in die Schweiz, wo sie nach einiger Zeit heiratet und nach Zürich zieht. Nach dem frühen Tod ihres Mannes musste sie ihre vier unmündigen Töchter durch den Betrieb einer Pension und mit Kostgeberei allein durchbringen.

Der Herausgeber Bernhard Tschofen, selbst Vorarlberger und heute in Wien als Volkskunde-Assistent tätig, betont, dass die Erzählung mit wenigen Jahresangaben auskommt. Regina Lamperts Beschreibungen sind eingebettet in den Jahreslauf der Natur und der Landwirtschaft und sind insbesondere durch das Kirchenjahr bestimmt. Wertvoll sind zudem ihre Schilderungen von Festen und Bräuchen. So beschreibt sie bereits zu Beginn des Buches den langersehnten Funkensonntag: «Ein mächtiger, ausgestopfter Mann steht zuoberst mit einer Pfeife im Mund. Die Kinder mit den Fackeln tummelten sich um den Funken und warteten mit Ungeduld, bis der Funken endlich brennt. (...) Das war eine Freude bei jung und alt, (...) dass es kein Ende nehmen will, bis endlich der Funken zu krachen anfängt. Das Pulver in dem Mann explodiert» (S. 52). Auch schildert sie Erntedankbräuche im Schwabenland (S. 70) und die bekannte Reiterprozession zu Ehren des «Heiligen Blutes» zu Weingarten (S. 157–159).

Auf die Edition eines weiteren, die Jahre 1875–1877 umfassenden Heftes musste aus Platzgründen verzichtet werden. Das Buch schliesst mit einem kurzen Anhang aus der Feder der Tochter von Regina Bernet-Lampert, Berta Augustina Bernet, sowie einer Karte, einem Glossar und Register.

Linus Bühler

DIETER KRAMER: Aus der Region – für die Region. Konzepte für einen Tourismus mit menschlichem Mass. Wien: Deuticke 1997. 246 S.

In den achtziger Jahren war Dieter Kramers Buch «Der sanfte Tourismus» viel diskutiert worden. Nun befand er, dass es Zeit für neue Konzepte sei. Unter dem programmatischen Titel «Aus der Region – für die Region»¹ finden sich Beobachtungen und Erkenntnisse, Ideen und Konzepte, die der Kulturwissenschaftler aus seither ungebrochen intensiver Auseinandersetzung mit der Thematik gewann. Vehement grenzt Kramer seine Ansätze zur Entwicklung eines «Tourismus mit menschlichem Mass» von gängiger Tourismusforschung und -kritik ab. Im Gegensatz zur primär ökonomisch ausgerichteten Forschung steht bei ihm Reisen als Bestandteil des Alltags und Faktor von Lebensqualität im Mittelpunkt – so gilt dies zumindest für die Wohlstandsinself der Welt. Er versteht Tourismus als komplexes Phänomen, in dem sich wirtschaftliche, soziale, kulturelle, politische und psychologische Dimensionen verbinden. Während sich kritische Auseinandersetzung mit dem Fremdenverkehr oft in pessimistischer Kulturkritik erschöpft und so bloss in Sackgassen führt, will Dieter Kramer sich auf andere Wege begeben und eine nüchternere Programmschrift für eine Suche nach positiven und zukunftsfähigen Lösungen bieten. Unzulänglich nennt er die übliche Auffassung von Tourismuspolitik. Primär als staatliche Wirtschaftspolitik betrachtet, findet sie vor allem im strategischen Rahmen des Marketings statt und wird nicht mit Regionalpolitik verbunden. Die verbreitetste Form der Fremdenverkehrspolitik ist noch immer Tourismusförderung ohne Rücksicht auf Menschen und deren vielfältige Lebensinteressen. Trotz seiner Krisenanfälligkeit stellt der Tourismus einen enormen Wirtschaftsfaktor dar und bildet auch in Anbetracht aller Ungleichheiten eine wichtige Grösse bei der Umverteilung gesellschaftlichen Reichtums (von Industriestaaten in Länder der Dritten Welt etwa oder von den Zentren in die Regionen).

Ausgehend von der aktuellen Situation der Branche kommt Dieter Kramer zum Schluss, dass Umgestaltung auf drei Ebenen notwendig ist: im Verhalten der Touristinnen und Touristen und im Umgang mit ihnen, bei deren Art der Fortbewegung und in den Urlaubsregionen selbst. Jede der beteiligten Gruppen, jede betroffene Region benötige zur Lösung der anstehenden sozialen, ökologischen und ökonomischen Probleme ihre eigenen Strategien, die eigenständig entwickelt werden müssten – viel Phantasie sei dabei nötig. Kramer bringt zahlreiche – zum Teil historische – Beispiele für die kulturelle Vielfalt von Gastgeberkultur; seine Hinweise auf die Mannigfaltigkeit kultureller Gestaltungsmöglichkeiten sollen Freiräume erkennen lassen und dazu ermutigen, diese zu nutzen.

Die kulturwissenschaftliche Analyse von Vergangenem – aus verschiedensten Quellen wie etwa Reiseführern, Romanen, Gesetzen und Arbeitsordnungen, historischer Tourismus-Fachliteratur – führt Kramer zu zukunftsorientierten Überlegungen. Derzeit zu beobachtende Moden wie «Erlebnisgastro-nomie», «All inclusive»-Strategien im Hotelgewerbe oder die Einrichtung synthetischer Urlaubswelten à la Eurodisney prüft er auf ihr Potential für eine nachhaltige Entwicklung. Manche der von Kramer angeführten Trends sind vielleicht nicht in einem solchen Ausmass festzustellen, um aus ihnen Hoffnungen schöpfen und sie zur Grundlage künftiger positiver Entwicklung machen zu können; gewisse Tendenzen scheinen eher herbeigewünscht als beobachtet. Über einige Beispiele hätte ich gerne Genaueres erfahren: Wie vereinbaren die Samen in Schweden Rentierzucht und Tourismus? Mit welchem Erfolg propagieren sie «akzeptable und selbstkontrollierte Strukturen» (S. 31)? Durch Verkürzung verlieren die Beispiele manchmal an Wirkung, um so störender sind die verschwenderisch leeren Seiten vor und nach jedem Kapitel. Demgegenüber wird der präzise Umgang mit Wörtern konsequent durchgehalten. Zentrale Termini – Tourismus, Kultur, Region – und ihr Gebrauch werden erklärt. Wenige Begriffe bleiben diffus, «Heimat» etwa. Unklar auch, was unter dem «unvoreingenommenen Blick des Ethnologen» (S. 119) vorzustellen sei, mit dem Kulturwissenschaftler (wohl auch Kulturwissenschaftlerinnen) sich mit Fragen nach Formen des Kulturkonsums befassen sollten.

Kramer bevorzugt kleingewerblichen, «handwerksmässigen» Tourismus und findet Massnahmen innerhalb der Regionen am sinnvollsten – dort soll nach spezifischen Chancen gesucht werden, um möglichst viel an Souveränität und Elastizität zu bewahren oder zurückzugewinnen und solcherart einen Handlungsspielraum zu erlangen. Strategien, mit denen der Umbau vonstatten gehen könnte, zeigt er wiederum an konkreten Beispielen aus aller Welt – vom Alpenraum bis Goa, von Fidschi bis Skandinavien. Eine Kultur des Gastgebens, die zur dauerhaften Sicherung subjektiver und materieller Ressourcen führt, ist ein Ziel. Der Weg dorthin führe unter anderem über die Aufwertung der Berufe im Gastgewerbe und über ein Bekenntnis zur Kostenehrlichkeit. Umbau ist für Kramer nicht nur unter Verzicht und Askese vorstellbar, die empfohlenen Strategien des «regionalen Neomerkantilismus» sind seiner Meinung nach mit Zielen des freien Marktes durchaus vereinbar. Lang ist allerdings die Liste der notwendigen Voraussetzungen: die Akteurinnen und Akteure müssten in der Lage sein, eigene Vorstellungen zu entwerfen, selbständig zu entscheiden, mehr Verantwortung zu übernehmen. Als unabdingbar für die Absicherung der Grundlagen nennt der Autor den sorgfältigen Umgang mit Umwelt sowie mit der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der GastgeberInnen. TouristInnen hätten teureres Reisen im Sinne der Kostenwahrheit zu akzeptieren. Und darüber hinaus: «Für die Zukunft bedarf es einer Sozialkultur, die mit nachhaltiger Entwicklung verträglich ist und nicht ökonomie- und marketinghörig ist» (S. 217).

Dieter Kramer kommt beim kritischen Nachdenken über die Optionen weitgehend ohne moralisierende Argumente aus. Obwohl manche der Ausführungen beinahe Gebotscharakter haben, stellt er nicht verbindliche Regeln für den Weg zum Glück auf. Kühl tritt er für humaneres Denken und Handeln, für Toleranz, für eine Erweiterung der Sinne und mehr Phantasie im Umgang mit Realitäten ein; durchgängig ist die Idee vom Wahren der Distanz. Wie in diesem Buch Thesen und Argumente aus vielen Bereichen und Disziplinen angewandt werden, kann umgekehrt die Tourismusdiskussion produktiv sein für Fragestellungen weit über dieses Feld hinaus.

Nicola Langreiter

¹ Im Biosphärenreservat Rhön fördert ein Verein unter dem Motto «Aus der Rhön – für die Rhön» nach dem Prinzip der kleinen Kreisläufe die Zusammenarbeit zwischen Landwirtschaft und gastronomischen Betrieben.

ROBERTO TOGNI/GAETANO FORNI/Francesca Pisani: Guida ai musei etnografici italiani. Firenze: Olschki 1997. 326 p., 340 ill. (Biblioteca di Lares, 52).

Sicuramente il sorgere, negli ultimi decenni, in tutta Europa, ma in particolare lungo l'arco alpino e in Italia, di centinaia e centinaia di musei attinenti le tradizioni contadine, artigianali e pescatorie costituisce il più straordinario processo di musealizzazione di tutti i tempi. Processo con risvolti sociali e psicologici profondi della cui importanza la più parte degli stessi museologi ufficiali stenta a rendersi conto.

Ecco finalmente una guida che, oltre ad illustrare la totalità dei musei italiani di questo tipo con un minimo di rilevanza (quasi cinquecento), dopo un succoso confronto tra la situazione di questi musei in vari Paesi europei (in particolare anche della Svizzera) e quelli italiani, avvia il lettore ad apprezzarne ed a comprenderne il ricchissimo e svariato contenuto.

Questa guida, oltre che ovviamente a museologi ed etnoantropologi, risulta utile agli operatori agricoli, che saranno stimolati a riconsiderare l'essenzialità, l'origine antica e la nobiltà della loro professione. È utile per gli insegnanti (diverse pagine e tabelle sono ad essi indirizzate), per i quali questi musei costituiscono il «testo» più essenziale e importante, quello della realtà storica, culturale e ambientale. È un fondamentale punto di riferimento per gli amministratori degli enti locali, che saranno sollecitati a valutare quanto sia impellente il potenziamento di queste istituzioni e iniziative. Costituisce inoltre un valido manuale di consultazione per varie categorie di studiosi e professionisti: sociologi, psicologi, linguisti, storici, archeologi, agronomi, architetti, ecologi ecc. Ma soprattutto è preziosa per chi voglia conoscere, attraverso questi musei, le tradizioni e le radici della nostra gente, nelle loro molteplici sfumature e sfaccettature locali. Capire il significato e il messaggio profondo di questi musei costituisce una eccellente propedeutica per capire quelli svizzeri e in particolare dei cantoni romanzo.

Cristina Lauro

BRÜDER GRIMM: Kinder- und Hausmärchen. Nach der Grossen Ausgabe von 1857, textkritisch revidiert, kommentiert und durch Register erschlossen. Hg. von Hans-Jörg Uther. München: Diederichs 1996. Bd. 1: 332 S., Bd. 2: 352 S., Bd. 3: 315 S., Bd. 4: 416 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Die Unterzeichnete wurde seinerzeit von Heinz Rölleke, dem Herausgeber massgeblicher KHM-Editionen, kritisiert, weil sie in ihrem Buch die von Friedrich van der Leyen besorgte Sammlung zitierte. Diese Ausgabe der sechziger Jahre in der Reihe der «Märchen der Weltliteratur», die Rölleke als «einigermassen missglückt und jedenfalls veraltet» bezeichnete, enthielt die Grimmschen Märchen in einer von van der Leyen rekonstruierten kulturhistorischen Reihenfolge. Bis heute blieb es ein Desiderat, in der repräsentativen Märchenreihe doch auch eine authentische Ausgabe zu veröffentlichen.

Nun hat Hans-Jörg Uther die 7. Auflage von 1857, die Große Ausgabe letzter Hand, herausgegeben und damit diesen Mangel behoben. Wenn er aber schreibt: «Unsere Ausgabe ist gedacht für alle grossen und kleinen Märchenliebhaber», dann meint er sicher nicht, dass der bewundernswerte wissenschaftliche Apparat auch Kinder erfreuen würde, vielmehr ist das eine Anspielung auf die Polyfunktion seiner Ausgabe: Sie enthält eben die Kinder- und Hausmärchen als Lese- und Vorlesestoff für Gross und Klein, aber auch als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen; als Literatur für interessierte Laien und Textvorlage für Erzählforscher.

Die Texte sind der heutigen Rechtschreibung angepasst, die nicht mehr gebräuchlichen Wörter und Wendungen in einem Wörterverzeichnis erklärt. Ausserdem sind die vier Bände in einer Kassette mit den reihenüblichen schönen Einbänden ein preiswerter Geschenkartikel und ein Schmuckstück der eigenen Bibliothek...

Den zweihundert Märchen und zehn Kinderlegenden (Bd. 1–3) folgen ein Nachwort, eine Typen- und Motivkonkordanz, ein Verzeichnis der Quellen, Beiträger, Vermittler und Titel sowie ein Register, das eine wahre Fundgrube ist für Motive, Stoffe, Themen, Gegenstände und Personen, die in den Märchen vorkommen. Dem mehr als 50 Seiten langen Nachwort, das die aktuelle KHM-Forschung zusammenfasst, können Fachleute, aber auch interessierte Märchenliebhaber, wichtige Informationen entnehmen. Aus der Fülle des Materials seien hier nur einige genannt: Gegenüber der – vor allem in der psychologischen und anthroposophischen Märchenrezeption verbreiteten – Annahme einer zeitlosen mündlichen Volkstradition zeigt Uther, dass die Brüder Grimm nie «mit Block und Bleistift über Land» gezogen sind. Er beschreibt die Suche nach Texten in der schriftlichen Literatur, die Suche nach Beiträgern vor allem im Verwandtschafts- und Freundeskreis. Diese Beiträger hatten den Brüdern oft Verschrifftetes, also bereits bearbeitetes Material geschickt, wobei diese ursprünglich durchaus mündlichem Vortrag entstammen konnten. Anderseits dürfte auch für die Nicht-Spezialisten die Tatsache interessant sein, dass etliche Texte aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit durch die «Kinder- und Hausmärchen» überliefert und somit auch popularisiert wurden.

Wichtig sind ferner die Ausführungen über die Pädagogisierung und Verchristlichung der Märchen von Auflage zu Auflage (sehr zu begrüßen dabei die genauen Angaben wörtlich zitierter Bibelstellen!) sowie über die oft übergangenen antisemitischen Tendenzen. Uther weist auch auf die bemerkenswerte Tatsache hin, dass die wissenschaftliche Märchenforschung zwar mit den Brüdern Grimm ihren Anfang nahm, deren eigene wissenschaftliche Anmerkungen zu den Märchen in einem dritten Band aber trotzdem ein Ladenhüter blieben. Einzelne Exemplare davon konnten noch in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts erworben werden...

Aus dem Kapitel «Bearbeitungstendenzen» wird erneut klar, warum André Jolles mit Recht den Begriff «Gattung Grimm» geprägt hat und warum die Märchen in dieser Form nicht aus dem «Volksmund» stammen konnten.

Über Illustrationen der Grimmschen Märchen kann Uther – der auch den gleichnamigen Artikel in der «Enzyklopädie des Märchens» schrieb – Aufschlussreiches sowohl im Nachwort als auch in den Kommentaren zu den einzelnen Erzählungen sagen, genauso wie über das Weiterleben der Märchen, über ihre Nachwirkungen und Rezeption in anderen Textsorten und Medien. Diese Kommentare zu den einzelnen Märchen – gefolgt von einem reichen Verzeichnis der zitierten Literatur – machen u.a. die Ausgabe unentbehrlich. Auf 380 Seiten sind die wichtigsten Informationen über die Quellen, Vorlagen und Erscheinungsjahre der Texte, typologische Analysen, Entstehungsgeschichten u.a.m. in knapper, doch sehr gründlicher Art dargeboten. Dankbar nimmt man auch zur Kenntnis, dass den sorgfältigen Kommentaren zu den Kinderlegenden genug Platz eingeräumt wurde, denn diese Erzählungen vermehren den ohnehin grossen Gattungsreichtum der «Kinder- und Hausmärchen», welche eben nicht nur aus Märchen bestehen!

Katalin Horn

OSKAR VASELLA: Geistliche und Bauern. Ausgewählte Aufsätze zu Spätmittelalter und Reformation in Graubünden und seinen Nachbargebieten. Hg. von Ursus Brunold und Werner Vogler. Chur: Bündner Monatsblatt/Desertina 1996. X, 772 S.

Oskar Vasella (1904–1966), Ordinarius für Geschichte an der Universität Fribourg, hat sich zeit seines Lebens intensiv mit der Reformationszeit in der Schweiz, insbesondere in Graubünden, beschäftigt. Die Bibliographie seiner Schriften, erschienen in der ihm gewidmeten Festschrift 1964, ist bestechend. Ursus Brunold und Werner Vogler haben aus dem reichen Fundus einige Aufsätze ausgewählt und in einem stattlichen Band herausgegeben, der durch ein Namen- und Sachregister (S. 731–772) bestens erschlossen ist. Besonders eindrücklich ist die längere Studie «Reform und Reformation in der Schweiz. Zur Würdigung der Anfänge der Glaubenskrise» (S. 627–693). Hier kann man auch in volkskundlicher Hinsicht genauer sehen, wie die Reformation sich abgespielt hat. In den Städten gibt letztlich die politische Macht, zumeist die beiden Räte, den Entscheid zur Erneuerung oder zum Verharren im alten Glauben. Wenn dem noch heute so wäre, hätte sich der Katholizismus viel stärker verändert. In der Innerschweiz steht der grössere Teil der politisch bestimmenden Laien auf der Seite des Papstes; in Unterwalden bildete sich gar «eine populäre Bewegung militärischen Charakters zum Schutz des alten Glaubens» (S. 689). In den Untertanengebieten sahen die Bauern die Gelegenheit, ihre Zehntenverpflichtungen gegenüber ihrem geistlichen Fürsten loszuwerden, vom theologischen Streit zwischen Neugläubigen und «Papisten» haben wohl die meisten noch weniger verstanden als der Zürcher Bürgermeister Röist, der 1523 schrieb: «Ich kan nit wol von den sachen reden, ich red eben darvon, wie der blind von den farwen. Iedoch so muoß man das wort gottes redlichen an die hand nemmen. Unnd bittend got allsamen, das es wol gang» (S. 688). Zwei Studien befassen sich mit dem mittelalterlichen Schulwesen in Graubünden, mehrere über das Konkubinat der Kleriker im Spätmittelalter. Interessant sind die Protokolle von Weiheprüfungen des Bistums Chur von 1567–1572 (S. 611–626).

Peter Ochsenbein

PETER SOMMER: Emanuel Friedli (1846–1939). Die zwei Leben des Berndeutschforschers Emanuel Friedli, 1846–1939. Biographisches zum 150. Geburtstag. Hg. von der Simon Gfeller-Stiftung, Heimisbach. Münsingen: Fischer Media 1996. 112 S., Ill.

Emanuel Friedlis sieben gewichtige Bände «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums», erschienen 1905–1927, stehen in vielen Studierzimmern; er selbst blieb im Schatten seines Lebenswerks. 1901 nahm Simon Gfeller den entlassenen, bereits 55jährigen Pfarrherrn bei sich auf und schenkte ihm damit das berühmte «zweite Leben», den Beginn einer fruchtbaren Schaffensperiode.

Deshalb bat die Simon Gfeller-Stiftung, die sich rege um das Werk des Dichters verdient macht, den Berner Kulturhistoriker Peter Sommer um eine Biographie Emanuel Friedlis. Eine lockende, doch schwierige Aufgabe, denn Friedli hat weder Tagebuch geführt noch seinen Werdegang beschrieben; alle Zeit und Kraft widmete er dem Lebenswerk. Geduldig trug Sommer Erinnerungen und Briefe der Freunde und Helfer zum Lebensbild zusammen. Viele Mosaiksteine ergab der Firmennachlass des Francke-Verlags im Berner Staatsarchiv. Die Burgerbibliothek hegt Friedlis wissenschaftlichen Nachlass – das grosse, ungedruckt gebliebene Wörterbuch, dazu Tausende beschriebener Zettel und Zettelchen – alles ehemalige Bausteine zu den Bärndütsch-Bänden, aber für eine Biographie kaum verwendbar.

Um so beachtlicher ist, was Peter Sommers hartnäckig gründliche Nachforschungen erbracht haben: Entstanden ist auf den 150. Geburtstag Emanuel Friedlis hin (14. Dezember 1996) ein leicht lesbares, illustriertes, dem Lebenswerk Friedlis ebenbürtiges Buch. Rahel Sommer und Walter Herren, der Präsident der Stiftung, halfen bei der Zusammenstellung der Texte. Man erlebt die notvolle Jugend Friedlis in der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, den von seltsamen Zufällen bestimmten Werdegang zum Primarlehrer, das Weiterstudium bis zum Pfarrer. Behutsam erwähnt Sommer die Scheidung von der ersten Frau, die Verzweiflung nach der darauf folgenden Entlassung aus dem Pfarramt und die Bewahrung vor dem Abgrund durch Otto von Geyrer: Er vermittelt Friedli eine Stelle als Volontär in der Redaktion des «Schweizerdeutschen Wörterbuchs» in Zürich. Während gut fünf Jahren erwirbt Friedli dort ein solides sprachwissenschaftliches Fundament für sein späteres Lebenswerk, das ihm nun klar vor Augen tritt: Im Gegensatz zur damals offiziellen Sprachwissenschaft, die den Laut und den Wortkörper isoliert in den Vordergrund rückt, erstrebt er – weit vorausgreifend – eine Verbindung von «Wort, Mensch und Sache», will er in einem begrenzten geographischen Gebiet «das ganze gegenwärtige Leben bärndütsch darstellen» («Lützelflüh»).

Otto von Geyrer erreicht die Zustimmung des welschen Erziehungsdirektors Gobat und des deutschen Verlegers Francke für die Realisierung dieses «Bärndütsch»-Planes. Von 1902 an baut Friedli nun unentwegt in mühsamer Kleinarbeit an seinem «Spiegel bernischen Volkstums», sammelt nacheinander an sieben verschiedenen Orten Mundartausdrücke und verbindet sie zu in sich geschlossenen Sachgebieten, unermüdlich trotz Erblindung bis zu seinem Tode nach dem 92. Geburtstag, finanziell unterstützt von weiten Kreisen der bernischen Bevölkerung, gewürdigt 1912 mit dem Ehrendoktorat der Universität Bern: Lützelflüh 1905, Grindelwald 1908, Guggisberg 1911, Ins 1914, Twann 1922, Aarwangen 1925 und Saanen 1927.

Mit wohltemdem Respekt vor der Persönlichkeit schildert Peter Sommer Emanuel Friedlis eigenwilligen, empfindsamen Charakter. Keineswegs verschweigt er Dunkles, Negatives; doch findet er bei der Suche nach gerechter Darstellung stets auch Positives und legt es in die andere Waagschale.

Ein inhaltlich erfreuliches, gültiges Buch, das Emanuel Friedli ins verdiente Licht stellt.

Rudolf J. Ramseyer

PETER PFANDER/VICTOR JANS (Hg.): Gold in der Schweiz. Auf der Suche nach dem edlen Metall. Thun: Ott 1996. 188 S., 70 Farabb.

Der Ott-Verlag in Thun, bekannt für seine populärwissenschaftlichen Sachbücher, veröffentlichte 1996 ein Buch über das begehrte Element Au. Aus der Arbeit von einem Dutzend Autoren resultiert ein naturwissenschaftlicher Überblick zur Entstehung des Edelmetalls, ein technischer Einstieg in seine Gewinnung und schliesslich regionale Beiträge, die Goldfunde aus Geschichte und Gegenwart verschiedener Schweizer Regionen vorstellen. Dabei geht es weniger um eine Kulturgeschichte des Goldes als um die aktuelle Suche nach dem wertvollen Rohstoff, wie es bereits der Untertitel des Buches andeutet.

Einleitend werden die Goldvorkommen unterschieden in solche in Flüssen (Waschgold, Flussgold, wovon in der Schweiz jenes vom Napf am bekanntesten ist) und solche in Bergwerken (Berggold, wie z.B. jenes von Gondo oder am Calanda). Anschaulich erklärt ist auch die verschiedenartige Entstehung von Berggold und Flussgold und wie es bergmännisch abgebaut oder eben gewaschen werden kann. Besonders zur Goldgewinnung in Flüssen folgen detaillierte Angaben (Pfannentypen, Eigenbau von Waschrinnen, Einsatz von Handpumpen u.a.m.).

Der zweite Teil des Buches enthält dreizehn Berichte aus nahezu allen Regionen der Schweiz. Die Texte gewichten historische Nachrichten seit dem Spätmittelalter/der Frühen Neuzeit, Feldberichte von heutigen Waschversuchen, geologische oder geographische Angaben, den Einbezug von Flurnamen, Sagen oder archäologischen Funden sehr unterschiedlich. Die Beiträge bewegen sich vom Erleb-

nisbericht mit Tagebuchcharakter bis hin zu wissenschaftlichen Artikeln (etwa demjenigen von Nicolas Meisser), sind aber unbesehen ihrer Verschiedenheit flüssig zu lesen und gut illustriert. Abschliessend versucht ein mehrseitiges Literaturverzeichnis, möglichst alle Veröffentlichungen über Gold in der Schweiz zusammenzustellen.

Details bleiben zu überdenken: Aus kulturwissenschaftlicher Sicht würde man sich z.B. bei den Spuren helvetisch-römischer Goldwäscherei etwas mehr Vorsicht wünschen (S. 48f.), in naturwissenschaftlichen Disziplinen herrschen bezüglich der Entstehung des Goldes konträre Meinungen. Dies ändert nichts daran, dass für Goldbegeisterte nun ein spannendes Handbuch vorliegt. Darüber hinaus erhalten volkskundlich Interessierte einen lohnenden Einblick in eine aparte Sparte der atomisierten (Freizeit-)Gesellschaft: In einer durchstrukturierten (und gleichzeitig als undurchschaubar empfundenen) Lebenswelt geht von einer Nischenaktivität einmal mehr besondere Anziehungskraft aus. Das Goldwaschen als Tätigkeit im Freien (Natur!) verbindet sich mit der Lust auf Abenteuer, der Tüftelei der Waschtechnik und dem Reiz der Entdeckung zu einer Legierung, die den nötigen Grad an Exotik aufweist, so dass es sogar zur Gründung der «SGV» kam – Parallelen zwischen der Schweizerischen Goldwässcher-Vereinigung (gegründet 1989) und anderen Gesellschaften unter dieser Abkürzung sind nicht beabsichtigt, doch wohl weniger zufällig als Goldfunde...

Werner Bellwald

TAMÁS HOFER (Hg.): A Néprajzi Múzeumban «Magyarok Kelet és Nyugat közt» címmel 1994. november 21-22-én tartott konferencia előadásai. (Vorträge der Konferenz vom 21.–22. November 1994 im Ungarischen Ethnographischen Museum zum Thema «Die Ungarn zwischen Ost und West»). Budapest: Néprajzi Múzeum [1995]. 303 S., ill. (Néprajzi értesítő = Annales musei ethnographiae, 77).

Nationale Kultur ist zur Zeit in Europa vorrangiges Studienobjekt sowohl der Ethnologie wie der Anthropologie. Dabei richtet sich das Augenmerk auf den Vorgang der Nationalisierung von Kultur. Es geht darum zu sehen, wie historische Ereignisse, Orte, Persönlichkeiten und Erscheinungen des täglichen Lebens mit nationaler Bedeutung aufgeladen wurden, zu verstehen, wie diese zugeordneten Bedeutungen im Laufe der Jahrhunderte sich verändern oder gar verschwinden, und zu zeigen, wie verschiedene Gruppen innerhalb der Gesellschaft miteinander wettstreiten, um neue nationale Symbole zu schaffen. Die Erforschung dieser Fragen trägt dazu bei, nationale Symbole und Sagen aus distanzierter, wissenschaftlicher Sicht betrachten und beurteilen zu können.

Die Vorträge gehen in chronologischer Abfolge von der Frage des Ursprungs der Ungarn und der Gründungssage (Árpáds legendärer «Kauf» des Landes für ein weisses Pferd) bis zur 1976 erfolgten Schaffung einer nationalen Gedenkstätte auf dem Schlachtfeld von Mohács zur Erinnerung an die entscheidende Niederlage der Ungarn am 29. August 1526. Dabei gewinnen frühere Ereignisse oder Sagen oft in späterer Zeit neues Gewicht. Gerade diesen Bedeutungsverschiebungen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet, wobei sich der Kongress vor allem auf die Entstehung neuer nationaler Symbole am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts konzentriert. Ost und West stehen dabei nicht nur für geographisch verstandene Himmelsrichtungen, sondern auch für Werthaltungen: Ganz allgemein versteht man unter «Osten» Spiritualität, unter «Westen» Offenheit für (technischen) Fortschritt. Wobei eine Betonung der Beziehungen zum Osten die Tradition (asiatisches Nomadentum, Unabhängigkeitskriege usw.) hochhält, während jene zum Westen sich der Moderne (Integration in den Westen, Treue zu Habsburg usw.) zuwendet. Ungarn betont einmal mehr die eine, einmal mehr die andere Seite und entwickelt so im Laufe der Jahrhunderte ein sich wandelndes historisches Verständnis und nationales Selbstbild.

Unter den Beitragern sind ausser Ethnologen und Volkskundlern auch Historiker, Archäologen und Kunsthistoriker, so dass ein Thema stets aus zwei oder mehr Blickwinkeln angegangen wird. Ihr Zusammenwirken verleiht den Fragestellungen und den möglichen Antworten Kontur und Plastizität, ermöglicht ein vertieftes Verständnis der komplexen Zusammenhänge und Wechselwirkungen und vermeidet so eine einseitige Sicht der Dinge.

Die Kraft symbolischen Denkens und Handelns geht vor allem aus dem Artikel von *Tamás Hofer*, «Mediaeval rituals of vassalage, gift/counter-gift and the legend of the white horse» (S. 61–66) hervor. Unter Berufung auf den Historiker Jacques LeGoff macht er das tragende Prinzip des Feudalismus deutlich: Handumschliessung und Mundkuss zwischen Herr und Vasall vor versammelter Öffentlichkeit haben verbindlichen Charakter an Eidesstatt und verpflichten beide Seiten in einem letztlich partnerschaftlichen Treueverhältnis zu gegenseitigem Schutz. Symbolisches Denken und Handeln ist also nicht allein archaischer Zeit vorbehalten. So besehen gewinnen mündlich tradierte geschichtliche Ereignisse, «Sagen», eine neue Frag-Würdigkeit: Der legendäre «Kauf» des Landes für ein weisses,

reich verziertes Pferd sowie einen Krug Wasser, eine Handvoll Erde und ein Büschel Gras, wie er in der Bilderchronik erzählt wird, erscheint zeitgemässer als Besitzwechsel nach ökonomischen, realistischen Regeln und mit einem hohen Gegenwert an geschenkten Tieren.

Die Kraft symbolischer Bilder (und Namen) behandelt auch der Artikel von *Katalin Sinkó*, «Tortured Hungaria» (S. 267–282): Christliche (das Kreuz) und politische (Grossungarn) Elemente vereinigen sich zum Ausdruck eines Ressentiments, das den allzu teuer erkauften Frieden von Trianon (1921) zerbrechen liess (1939–1945). Die Verfasserin schliesst jedoch mit einem hoffnungsvollen Piktogramm Ungarns in seinem heutigen Umfang: Aus einem Baumstumpf treiben Zweige kraftvoll hervor und füllen mit ihrem Laubwerk in etwa die Landkarte in ihren aktuellen Umrissen aus. Unter diesem Emblem eines nationalen Erneuerungsprogramms steht: *Magyarország 1995–2000*.

Neben den zahlreichen Bildern, die Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Kommentare sind, findet sich auch jeweils eine englische Zusammenfassung am Ende eines Artikels. Die Reihe wird fortgesetzt.

Paula Künig-Hefti

BENEDEK BARÁTHOSI BALOGH: Távoli utakon. (On distant ways). Válogatta és a bevezető írta Hoppál Mihály. Budapest: Néprajzi Múzeum 1996. 126 S., ill. (Series historica ethnographiae, 9).

Seit 1989 gibt das Ungarische Ethnographische Museum in Budapest eine Wissenschaftsgeschichtliche Serie, unter der Redaktionsleitung von Attila Selmeczi Kovács, heraus, die Einblick gewährt in die höchst eindrückliche Forschungs- und Sammeltätigkeit ungarischer Ethnographen der ersten Stunde, deren Schätze noch weitgehend ungehoben in den Archiven des Ungarischen Ethnographischen Museums ruhen. 1996 nun ist Band 9 erschienen. Er ist Benedek Baráthosi Balogh (1870–1945) gewidmet. Von Beruf Lehrer, hatte dieser disziplinierte und methodisch vorgehende Arbeiter sich schon früh auf eine Tätigkeit als Ethnograph vorbereitet. Sein Interesse galt, wie bei so vielen anderen ungarischen Forschern, letztlich der Frage nach den Ursprüngen der Ungarn. Doch zuerst bereiste er Japan, um sozusagen die östlichste Grenze seines Forschungsbereiches abzustecken, und schrieb darüber ein Buch: «Dai Nippon. Kelet csodái» (Wonders of the Orient), Budapest 1906. Er unternahm, zusammen mit seiner Frau, insgesamt drei Reisen (1908, 1909 und 1914) zu den entferntesten Sprachverwandten der ural-altaischen Völkergruppe, zu den Nanai am Unterlauf des Amur und den Ainu auf der Sachalin-Insel. Eine vierte Reise (1911) führte unter anderem zu den Samojeden. Sie verlief zwar erfolgreich und brachte reiches Anschauungsmaterial, aber dieses der finno-ugrischen Sprachgruppe recht nahestehende nördliche Volk fasizierte ihn weit weniger als die fernöstlichen tungusischen Völker.

Vilmos Diószegi kommt das Verdienst zu, das inedierte Material 1947 gesichtet und katalogisiert zu haben. Das Hauptinteresse Baráthosis galt dem Schamanentum. Seine Sammlung von Amuletten, vor allem aber die präzisen Zeichnungen der Gegenstände, die Schamanen benutzten, versehen mit lakonischen, aber genauen Angaben über Quelle, Variation, Name und Bedeutung, sind von unschätzbarem Wert. Dazu kommt eine Sammlung von zwölf Zaubersprüchen, die jetzt erstmals transkribiert und von Tatjana Bulgakova auf ungarisch übersetzt erscheinen. Mihály Hoppál reiste 1993 auf Baráthosis Spuren, um einen Dokumentarfilm zu drehen, und musste feststellen, dass Amulette kaum mehr gebräuchlich sind und nur in rudimentärer Form hergestellt werden. Ebenfalls sehr wertvoll sind Aufzeichnungen zu den verschiedenen Dialekten der Ainu. Dieses handschriftlich vorliegende Wörterbuch (5680 Fichen) interessiert vor allem die japanische Fachwelt, in deren Augen es sich um eine der besten lexikographischen Aufzeichnungen der Ainu-Dialekte zu Beginn des 20. Jahrhunderts handelt. Schliesslich gehört Baráthosi zu den Begründern der Ethnofotografie. Die Glasplatten, die im Ungarischen Ethnographischen Museum aufbewahrt werden, erlauben heute noch zum Teil tadellose Abzüge. Auch sie sind unersetzbliche Momentaufnahmen des Lebens der Ainu und der tungusischen Völker aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Leider ging ein Teil seines gesammelten Materials beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges verloren. Mihály Hoppál konnte im Museum von Chabarow die Exponate der Ainu aufgrund von Baráthosis Reisennotizen als das verlorengegangene Material identifizieren.

Baráthosi unternahm nach 1920 keine fernöstlichen Forschungsreisen mehr. Statt dessen publizierte er in den folgenden Jahren die populärwissenschaftliche Bücherreihe «Baráthosi Turáni Könyvei» (Baráthosi's Turan Books). Er versuchte darin, Zusammenhänge zwischen verschiedenen Völkern Eurasiens der alten und der neuen Zeit herzustellen. Diese Büchlein sind von unterschiedlichem Wert. Am überzeugendsten sind jene, die ein einzelnes Volk beschreiben, das Baráthosi selbst erforscht hatte, so dass ethnologisch genau recherchiertes und beobachtetes Material in erzählter Form Leser findet. Es bleiben viele offene Fragen, die neu zu überdenken sich lohnt.

Die einleitende Studie von Mihály Hoppál (S. 7–21) wurde von Orsolya Frank ins Englische übersetzt und bildet statt einer Zusammenfassung den Schluss des Bandes (S. 119–126). Sie kann auch dem des Ungarischen unkundigen Leser zu einer Begegnung mit dem Schamanentum verhelfen.

Paula Küng-Hefti

ELFRIEDE MOSER-RATH: Kleine Schriften zur populären Literatur des Barock. Hg. von Ulrich Marzolph und Ingrid Tomkowiak. Göttingen: Otto Schwartz 1994. 435 S.

Zu ihrem 70. Geburtstag sollte Elfriede Moser-Rath mit der Gesamtausgabe ihrer Kleinschriften zur Schwank- und Predigtliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts geehrt werden, doch zur Bestürzung aller Beteiligten verstarb die Große Dame der europäischen Folkloristik und Volkskunde 67jährig zu Allerheiligen 1993. Aus der Jubiläumsgabe ist eine Totengabe geworden. Der mit über 430 Seiten Umfang stattliche Gedenkband erschien im Göttinger Schwartz-Verlag, unter massgeblicher Unterstützung durch Herrn Konrad Weisser von Ulrich Marzolph und Ingrid Tomkowiak würdig besorgt. Die Wiedergabe der einst in Zeitschriften und Sammelbänden (Festschriften, Tagungsbänden) veröffentlichten Kleinstudien ist auf photomechanische Weise erfolgt; eine Einführung und zwei Register (Namenregister, Typen- und Motivregister) konditionieren die Ausgabe klassisch.

Zweiundzwanzig Schriften zur barocken Volksliteratur sind im Gedenkband versammelt, entstanden in den Jahren 1957 bis 1988 und in Erzählforscherkreisen einschlägig bekannt. Zwölf Studien gelten der Predigtliteratur, neun betreffen die Schwankliteratur. Entsprechend dieser beiden Gattungsbereiche sind sie im Band gruppiert – jeweils in chronologischer Reihenfolge. Die Gruppen führt konsequenterweise die 1973 Kurt Ranke gewidmete Theorieschrift «Gedanken zur historischen Erzählforschung» an, in der Frau Moser-Rath kritisch und engagiert zugleich für die Anerkennung des Quellenwerts historischer Erzählüberlieferungen für literatur-, alltags-, kultur-, sozial- und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen plädiert und dabei die generelle Bedeutung der historisch-vergleichenden Erzählforschung innerhalb der Volkskunde/Europäischen Ethnologie als eine integrale unterstreicht.

Die im Kapitel «Predigtliteratur» zusammengestellten Schriften konzentrieren sich auf Quellen des süddeutschen Raumes. Barocke Homiletik, so ihr durchgängiger Tenor, ist wesentlich Gebrauchsliteratur, auf alle sozialen Gruppen der Barockgesellschaft bezogen und von daher legitimer Gegenstand der Folkloristik. Mit ihrem ersten, 1957 vorgelegten und sieben Jahre später zu einem voluminösen Standardwerk gleichen Titels entwickelten Aufsatz «Predigmärlein der Barockzeit» begründet Elfriede Moser-Rath die volkskundliche Barockpredigtforschung; als deren zentrale Aufgabe sieht sie die systematische Auswertung der zwischen 1670 und 1740 überlieferten Predigtsammlungen für die Stoff- und Gattungsgeschichte der Volksprosa. Dass zwischen Kanzelpredigern und Kirchenvolk durchaus eine Erzählgemeinschaft besteht und daher Predigerbiographien die Performanz der Predigttexte und der Predigtgeschichten verifizieren helfen, ist Inhalt dann der Schriften «Erzähler auf der Kanzel» und «Münchener Volksprediger der Barockzeit» (beide 1958). In «Geistliche Bauernregeln» (1959) belegt Frau Moser-Rath am Beispiel des oberbayerischen Dorfpredigers F. A. Oberleitner, wie sehr Geistliche sich mit den Bräuchen und volksmedizinischen Praktiken ihrer Gläubigen auseinandersetzen und über die Kanzel mit- und umgestaltend einzuwirken suchten. Auch auf die Liederrepertoires und Kinderspiele suchten sie Einfluss zu nehmen, wie die beiden Studien «Volkstümliches Liedgut in barocken Predigtwerken» (1959) und «Zeugnisse zum Kinderspiel der Barockzeit» (1962) ergeben. Ausschließlich der Spielform Rätsel ist ein Jahr später der Aufsatz «Rätselzeugnisse in barocken Predigtwerken» (1963) zugewendet. «Volksfrömmigkeit im Spiegel der Barockpredigt» (1969) zeigt sich vordergründig in Klagen über z.B. nachlässigen Kirchenbesuch, Feiertagsentheiligung, mangelnde Andacht bei Beichten und Prozessionen usw.; dass so beschriebene Verhaltensweisen ohne Validierung durch andere Quellen nur bedingt das Phänomen Volksfrömmigkeit erfassen helfen können, wird Frau Moser-Rath nicht müde zu betonen. Quellenkritisches Bewusstsein kennzeichnet auch ihre komprimierte Studie «Brauchdokumentation in barocker Homiletik» (1970); gleiches gilt für den Beitrag «Familienleben im Spiegel der Barockpredigt» (1981). Weniger um sozialgeschichtliche Gehalte denn um Tradierungsfragen und Popularisierungsprozesse geht es in den beiden letzten Studien des Kapitels, in «Die Fabel als rhetorisches Element in der katholischen Predigt der Barockzeit» (1982) und in «Lesestoff fürs Kirchenvolk. Lektüreanweisungen in katholischen Predigten der Barockzeit» (1988). Wichtigste Erkenntnis hier: Der Einfluss der Kanzel auf das literarische Wissen und auf die literarische Bildung (mit-samt deren mentalitätssteuernden Effekten) der unteren Sozialschichten der Barockgesellschaft kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Stoffgeschichtliche und rezeptionelle Fragestellungen bestimmen die Schriften der Kapitelgruppe «Schwankliteratur». So geht es in der Monographie «Das streitsüchtige Eheweib» (1959) um die Formgeschichte des internationalen Schwanktyps (AaTh 1365) im 17. Jahrhundert. Gleiche Interessen verfolgt Frau Moser-Rath bei der Analyse der moraltheologischen Schriftengattung «Schertz und Ernst beysammen» (1965). Vom Anteil der erzählenden Volksliteratur an der Herausbildung und Festigung nationaler Ethnostereotypen handelt exemplarisch «Der Schweizer in der deutschen Schwankliteratur» (1966). Stereotypen, so die Erkenntnis, sind unausweichliche Folge kontinuierlicher Tradierung. Nirgendwo äussert sich das radikaler als in den Herrscheranekdoten, wie die Studie «Anekdotenwanderungen in der deutschen Schwankliteratur» von 1968 eindrucksvoll offenlegt. Wie sehr Schriftlichkeit die orale Tradition der Volkserzählungen mitbestimmt, verfolgt Frau Moser-Rath akribisch an der deutsch-französischen Rezeptionsgeschichte des «Pfaffen von Kahlenberg» in «Calembourg. Zur Mobilität populärer Lesestoffe» (1972). Aus dem gleichen Jahr stammt ihr Versuch, in «Galgenhumor wörtlich genommen» die weltweit verbreiteten Scherzreden über Hinrichtungen motivlich zu systematisieren. «Frauenfeindliche Tendenzen im Witz» (1978) entlarvt Frau Moser-Rath als zum Attitüdenstandard dieser pointierten Kurzprosa gehörend. Die Art und Weise, wie der französische Renaissancedichter Clément Marot durch ein Namensspiel und dem Ruf eines Sonderlings im 17. Jahrhundert zum Narren-Image gekommen ist, zeichnet sie in der Studie «Clément Marot als Schwankfigur» (1979) nach. «Bürger-Lust. Unterhaltende Gebrauchsliteratur im 17. Jahrhundert» (1985) reflektiert zusammenfassend die barocke Tradition der komischen Kleinprosa.

Die Zusammenschau ergibt: Alle «Kleinen Schriften» Elfriede Moser-Raths zur religiösen und profanen Gebrauchsliteratur des Barock sind von der Überzeugung getragen, das Denken, Werten und Fühlen der Menschen des 17. und 18. Jahrhunderts in deren Erzähltraditionen chiffriert eingebunden zu haben. Die volkskundliche Beschäftigung mit historischen Predigt- und Schwanküberlieferungen kann und darf sich daher nicht auf texttypologische Fragestellungen beschränken, sondern muss auch und vor allem den lebensgeschichtlichen Bezügen nachspüren und so die sozialgeschichtlichen Gehalte – unter validierendem Einbezug anderer historischer Quellen selbstverständlich – ausloten. Elfriede Moser-Rath hat mit ihren diesem Selbstverständnis verpflichteten Kleinstudien die traditionelle Folkloristik für die historische Kulturanalyse fruchtbar gemacht. Die Bündelung ihrer exemplarischen Schriften zur barocken Popularliteratur in einem gesonderten Band sichert den vereinzelt publizierten Arbeiten einen festen und würdigen Platz unmittelbar neben ihren drei grossen Standardwerken «Predigtmärlein der Barockzeit» (1964), «Lustige Gesellschaft» (1984) und «Dem Kirchenvolk die Leviten gelesen» (1991).

Erika Lindig

ROLAND BRUNNER: Vom Theater im Stall zum Freilichtspiel. Emser Vereine auf Brettern, die die Welt bedeuten. Domat/Ems: R. Brunner 1996. 204 S., zahlreiche Abb.

Lokal- und Regionaltheatergeschichten sowie die Geschichte von Dilettantenbühnen und Dorftheatern sind bekanntlich besonders zeitaufwendig und schwierig, was die Quellendokumentation betrifft. Der Laienspieler Roland Brunner aus dem rätoromanischen Dorf Ems hat «emsig» Quellenstudien betrieben, um diese Lokaltheatergeschichte von 1843 bis 1971 in liebevoller Manier zusammenstellen zu können: Tausende von Zeitungnummern waren durchzustudieren, Archive und Privatkorrespondenz, um das weitgehend unbekannte Material zu erfassen. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Es bietet nicht nur einen Überblick über die rege Theatertätigkeit, sondern auch über Vereinswesen, Kulturgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Ideengeschichte usw.; von besonderem Reiz sind die alten Fotografien. Das deutsche Liebhabertheater im «welschen» Ems wurde am 9.2.1843 eröffnet.

In kurzen Kapiteln berichtet Brunner über den Werdegang dieses vorerst «patriotisch» gemeinten Versuches: «Vaterländisches Fühlen und Festen» (S. 9ff.) über die kulturgeschichtlichen Hintergründe; «Vaterländisches Theater in Graubünden» (S. 15ff.) über den weiteren Umraum der Theaterbewegungen; «Theater im Stall» (S. 19ff.) berichtet aus der Chronik des Postmeisters von Ems, Kaspar Willi (1872–1943); 1860 gab es bereits die erste Theaterrezension zum «Zriny» von Th. Körner. «Zum Aufkommen des Volkstheaters» (S. 31ff.) informiert über die Schweizer Laienspielbewegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts; «Vom Stall zur Glashütte» (S. 33) über Sängerbünde und Laienspieler in Ems, ihre Spielorte und ihr Repertoire von 1890 bis in die Zwischenkriegszeit; es wird der Spielplan rekonstruiert und viele interessante Fotografien abgebildet. Das Kapitel «Romanische Versuche» (S. 59ff.) berichtet über zwei Aufführungen in rätoromanischer Sprache 1930 und eine weitere 1932. Das nächste Kapitel geht der Entstehungsgeschichte der «Emser Passion» nach (S. 69ff.), die 1933 einsetzt und von Pater Maurus Carnot (1865–1935) verfasst wurde («Ein Spiel von Jesu Leid und Herrlichkeit»); Regisseur

war Othmar Marte (1888–1964). Die ausführliche fotografische Dokumentation lässt einen plastischen Eindruck von der Vorstellung gewinnen: an dem Vielpersonenstück hat praktisch das ganze Dorf mitgewirkt. Auch der Fussballverein spielt im Theaterleben eine entscheidende Rolle (S. 83ff.).

Nach 1943 setzt statt der patriotischen Dramatik eine Welle von Aufführungen von Stücken der «Wiener Romantik» ein («Eine neue Generation», S. 93ff.), nach dem Tod von Peter Anton Gieret 1956 folgt eine Identitätssuche (S. 117ff.), die zur Gründung eines eigenen Theatervereins führt (S. 121ff.): im Repertoire figurieren nun bereits Dürrenmatt und der «Jedermann» von Hofmannsthal. Besonders interessant ist das Kapitel «Spielgewohnheiten im Laufe der Zeit» (S. 129ff.), das auf Einzelheiten der Aufführungen eingeht; ähnlich informativ ist der Abschnitt «Zum Repertoire» (S. 137ff.), der den Gesinnungswandel der Theateraktivität vom Ritterstück und dem patriotischen Theater zu Unterhaltung und Problematik dokumentiert. Auch «Freilichtaufführungen» (S. 147ff.) wurden getätig, nach den Aufführungen vielfach auch Lustspiele gegeben (Liste S. 154).

Weitere Übersichtskapitel gehen auf die Regie ein (S. 155ff.), die Musik (S. 159ff.), die Pausenmusik (S. 167ff.); an drei besondere Laienspieler wird gedacht (S. 169ff.); «Rund um das Theater» (S. 171ff.) gibt einen tieferen Einblick in die lokale Kultur und Alltagsgeschichte; der Musikverein «Musica da Domat» (1883–1935) gibt auch Opern- und Gesangsvorstellungen (S. 177ff.). Es folgen «Literatur und Quellen» (S. 185ff.), ein «Chronologisches Verzeichnis der Aufführungen» (S. 189ff.), ein Autorenverzeichnis (S. 197ff.), Verzeichnis der Übersetzer (S. 199), Bearbeiter und Herausgeber (S. 201), der Komponisten (S. 201) sowie ein Nachwort vom jetzigen Präsidenten des Theatervereins.

Das alles ist in schöner Systematik zusammengestellt, flüssig zu lesen und genussvoll durchzublättern. Die Aufarbeitung der Emser Theateraktivität über 150 Jahre darf als Beispiel einer liebevoll durchgeführten Lokalforschung auf dem Theatersektor gelten, wo der persönliche Bezug nie verloren geht, aber auch Sachkunde und Apodiktik, kritisches Sichten und Werten nicht zu kurz kommen.

Walter Puchner

MÄRCHEN AUS DER TOSKANA. Übersetzt und erläutert von Rudolf Schenda. München: Diederichs 1996. 374 S.

Fünf Jahre nach den 1991 erschienenen Märchen aus Sizilien fügt Rudolf Schenda den «Märchen der Weltliteratur» ein neues italienisches Juwel hinzu: Der Band «Märchen aus der Toskana» legt 50 Texte aus 18 Sammlungen von der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts bis in unsere Tage vor, die einen ausgezeichneten Querschnitt durch die alte und reiche Erzähltradition der Toskana bieten. Es gibt darin außerordentlich viel Neues und Spannendes zu entdecken. Rudolf Schenda hält in gewohnter Manier zahlreiche Überraschungen aus seinem unerschöpflichen Fundus bereit. Er verlässt die ausgetretenen Wege so vieler Anthologien italienischer Volkserzählungen, um uns auch wenig bekannte Sammlungen wie den «Esopo toscano» aus dem späten 14. Jahrhundert vorzustellen oder die «erotischen oder schwankhaften Novellen, Kriminalgeschichten und historischen Heldenerzählungen» des «literarischen Tausendsassas» Anton Francesco Doni (1513–1574), dessen Werk selbst in Italien noch in keiner Gesamtausgabe vorliegt.

Das ganz besondere Verdienst der vorliegenden Ausgabe liegt darin, dass sie auch den neuesten Sammlungen Rechnung trägt, wie jener der Feldforscherin Maria Luigia Rossi (1987, Schwänke aus der im Norden von Arezzo gelegenen Gemeinde Subbiano am Arno) oder der (1996) noch ungedruckten Studie des Ethnologen Fabio Mugnaini über die Kommunikationsstruktur des Chianti in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Im hervorragenden Nachwort zeichnet Schenda die Entwicklung der toskanischen Novellistik nach, die mit den «Cento novelle antiche» in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzt und im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts ihre Hochblüte erreicht: mit den Tierfabeln des «Esopo toscano» (verfasst von einem unbekannten Autor, der den Florentiner Dominikanern nahestand) und mit drei kurz nacheinander entstandenen Sammlungen: dem «Novelliere» des Giovanni Sercambi (nach 1374), dem «Pecorone» (Der Hammel) des Ser Giovanni (um 1380) und den «Trecento Novelle» des Franco Sacchetti (zwischen 1388 und 1395). Aus dem 15. Jahrhundert stammen die Schwänke des Pfarrers Arlotto Mainardi (1396–1484), aus dem 16. Jahrhundert die bunten Geschichten des bereits erwähnten Geistlichen Francesco Doni.

Eine zweite hohe Zeit erlebt das toskanische (und italienische) Märchen im 19. Jahrhundert, als von starkem Nationalgefühl getragene italienische Intellektuelle, aber auch ausländische Forscher, eine ganze Reihe von Sammlungen anlegen: Hermann Knust («Italienische Märchen», 1866, 12 Texte eines alten Hafenwächters aus Livorno), Vittorio Imbriani («La novellaja fiorentina», 1871), Domenico

Comparetti («Novelle popolari italiane», 1875), Ciro Marzocchi («Novelle popolari senesi», Manuskript 1879, veröffentlicht 1992 von Aurora Milillo), Gherardo Nerucci («Novelle popolari montalesi», 1880), Giuseppe Pitrè («Novelle popolari toscane», 1885), Carl Weber («Italienische Märchen in Toscana aus Volksmund gesammelt», 1884). Allerdings fühlten sich die Sammler in vielen Fällen bemüsstigt, die ihnen erzählten Geschichten zu schönen und nach eigenem Gutdünken wiederzugeben.

Eine dritte Märchenwelle löste Italo Calvino 1956 mit seinen «Fiabe italiane» aus, einer Auswahl von zweihundert Texten aus sämtlichen Regionen Italiens (36 aus der Toskana), die der Schriftsteller aus den verschiedenen Dialekten übersetzt hatte. Dieser «italienische Grimm» gab der Sammeltätigkeit neuen Auftrieb, und es gelang den italienischen Feldforschern, «in den siebziger und achtziger Jahren noch ein reiches textarchäologisches Material aufzuspüren, aufzuzeichnen und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen».

Der Leser kann diesen drei Phasen leicht folgen und sich überzeugen, dass auch in den jüngsten Toskaner Märchen sehr alte Stoffe weiterleben: beispielsweise das mittelalterliche Märchenepos vom Bauern Einochs, «des gewitzten und pfiffigen Mannes aus der Unterschicht, der die Mächtigen oder Reichen mehrfach hinters Licht führt» (Campriano, Nr. 44) oder der alte Geschichten-Komplex vom «Tod im Apfelbaum» (Meister Prospero und die drei Gaben des Herrn, Nr. 45). Schenda betont auch die wichtige Rolle von Volkslesestoffen: Der von Maria Luigia Rossi 1987 aufgezeichnete Schwank «Gosto und Mea» (Nr. 47, Motiv der Schweigewette) verdankt seine Beliebtheit nicht nur Sercambi und Straparola, sondern vor allem einem Volksbüchlein des Satirendichters Antonio Guadagnoli aus Arezzo (1789–1858). Und die vielen Varianten des Blaubart-Märchens (z. B. Die Mörder, Nr. 23) hängen mit der starken Verbreitung «populärer Literatur über berühmte und zumeist edle Räuber» zusammen.

Diese und weitere erschöpfende Informationen finden sich in den vorzüglichen Anmerkungen, die neben den Quellennachweisen auf die Typen- und Motivkataloge verweisen, Kommentare, Erklärungshilfen und Hinweise auf weiterführende Sekundärliteratur enthalten.

Besonders lobend hervorzuheben ist schliesslich die Tatsache, dass Rudolf Schenda die ausgewählten Texte erstmals aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen hat. Er hat diese sehr schwierige Aufgabe mit bewundernswerter Bravour gelöst. Vor allem in den abschliessenden Stücken fühlt man sich mitten in eine spontane Erzählsituation hineinversetzt: lebhafte Dialoge, Ausrufe (Hoho! Ha! Jawohl! Junge, Junge!), Lautmalerisches (Pickedipickedipick stach es drauflos...) Kraftausdrücke (Himmelarschund...) und Gedächtnislücken (Siehst du, jetzt bin ich ganz durcheinander, jetzt weiss ich nicht mehr wie's geht!; ... ein Stückchen hier oder da fällt mir vielleicht ein...; aber jetzt hab ich ein bisschen was ausgelassen...), die von den Sammlern des 19. Jahrhunderts immer verschwiegen wurden.

Es ist ein wahres Vergnügen, diese herrlich frischen Geschichten zu lesen und sich an der lebhaften, unzimperlichen Sprache zu freuen, die fast vergessen lässt, dass man ein Buch vor sich hat.

Pia Todorovic-Strähle

WERNER BÄTZING: Kleines Alpen-Lexikon: Umwelt, Wirtschaft, Kultur. München: Beck 1997. 320 S., 1 Tab., 16 Karten. (Beck'sche Reihe, 1205).

Vom jetzt an der Universität Erlangen tätigen Geographen Werner Bätzting, seit Jahren einer der aktivsten Alpenforscher mit nachhaltiger Medienpräsenz, liegt eine neue Publikation vor: Ein Lexikon beinhaltet von A bis Z, von «Allmende» und «Almwirtschaft» bis «Zollfreie Gebiete» oder «Zwangskonservatismus» um die 1000 Schlagworte. Damit wird interessierten Laien wie wissenschaftlich Tätigten im kaum mehr überblickbaren Dschungel der natur- und kulturwissenschaftlichen Alpenforschung ein Einstieg und Überblick gewährt. Auch angesichts der Vielzahl von Initiativen, engagierten Gruppen, Tagungen, Publikationen und Projekten mit all ihren Abkürzungen und unterschiedlichen Schwerpunkten dürfte die Nützlichkeit eines solches Lexikons unbestritten sein. Kartographische Darstellungen ergänzen die informativen und klar verfassten Artikel, womit die geistige Wanderung durch die Alpen um eine willkommene Orientierungshilfe bereichert ist.

Inhaltlich ist das handliche Buch schon schwieriger zu rezensieren, zumal es sich um ein Lexikon zu den unterschiedlichsten Fachgebieten von Umweltschutz über Wirtschaftsfragen bis hin zu kulturwissenschaftlichen Bereichen handelt. In unserem Zusammenhang seien zu letzteren ein paar Bemerkungen erlaubt. Erstaunlich ist zunächst, hier Begriffe wie «Kirchturmpolitik» vorzufinden, während Wichtiges wie die «Kleine Eiszeit» oder die «Realteilung» eher knapp abgehandelt werden. Dann erfahren wir, um beim genannten Begriff zu bleiben, dass Kirchturmpolitik eine «In den A. früher und heute weitverbreitete Haltung, nur die eigenen Interessen zu sehen», darstelle (als gäbe es partikulare

Interessen nur in den Alpen) und dass sich dabei auch Regionen wie z.B. Graubünden und Wallis gegenüberstünden (gerade für dieses konkrete Beispiel gibt es m.W. keine Belege). Weiter müsse «eine nachhaltige Entwicklung ... mit diesen Traditionen bewusst brechen» – ein solcher Eifer der Autorenschaft wird um so weniger erwartet, als es sich um einen Artikel in einem Lexikon handelt.

Ärgerlicher als mangelndes Fingerspitzengefühl ist das sorglose Festhalten an veralteten völkischen Theorien: Bätzing postuliert für den Alpenraum eine slawische, germanische und romanische Kultur, die sich grundsätzlich unterscheiden sollen (S. 144). Ein Blick auf den Schweizer Alpenraum – und hierzulande lehrte Bätzing doch etliche Jahre – zeigt, dass eine ganze Menge von Objektivationen sowohl im deutsch- als auch im französisch- oder italienisch- bzw. rätoromanischsprachigen Gebiet vorkommt, also unabhängig von der Sprachgrenze.

Diese Bemerkungen sollen das Werk nicht abwerten, sondern vielmehr zeigen, wie schwierig es heute geworden ist, eine fächerübergreifende Publikation zu realisieren, die dem aktuellen Wissensstand der verschiedenen Disziplinen entspricht. Unbesehen dieser Details ist es Werner Bätzing und seinen Mitarbeitern gelungen, auf knappem Raum eine Vielzahl von Informationen allgemein verständlich darzustellen. Es sei auch nicht versäumt, die eingangs begonnene Reihe positiver Punkte fortzusetzen: Inhaltlich sind hier die entmythifizierenden Erklärungen zu Felszeichnungen, Autarkie, alpiner Kulturrettardierung oder etwa generell den gesellschaftlichen Sichtweisen wie dem Alpenbild zu nennen. Das Literaturverzeichnis (ausgewählte Bibliographie), eine Adressliste mit zahlreichen Vereinigungen und das Stichwortregister vervollständigen das Werk und machen es auch für die Wissenschaft zu einem nützlichen Arbeitsmittel. Dass sich Universitätsleute öffentlich für ein Anliegen einsetzen und ihre Erkenntnisse für das Publikum wie die massgebenden politischen Stellen aufbereiten, ist als beispielhaft zu bezeichnen.

Werner Bellwald

HANS MEDICK: *Weben und Überleben in Laichingen, 1650–1900*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996. 708 S., 22 Abb., Tab., Register (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 126).

Hans Medick, einer der profiliertesten Vertreter der Mikrohistorie, legt hier die Probe aufs Exempel vor. Seine Habilitationsschrift von 1992/93 versteht sich als «mikrohistorisch begründete Allgemeine Geschichte» (S. 13). Sie verfolgt die Absicht, nicht das Kleine, etwa das Dorf Laichingen, als solches zu betrachten, sondern «vom Kleinen aus» zu schauen, d.h. hier: die «Detailgeschichte des Ganzen» an einem Beispiel zu verfolgen (S. 23). Medick will das Typische sichtbar machen, aber in seiner Alltagskonkretisierung. Die Absicht der Verallgemeinerung ist von vornherein zentral. Die Feststellung, dass in einem konkreten Dorf («Flecken») das Normale weit von dem «allgemeinen Durchschnittswert» der grossen Geschichte abweichen kann, hat offenkundig nicht am Anfang gestanden. Die Feststellung, dass Laichingen in vielem gerade atypisch ist, führt deshalb Medick zur Hilfskonstruktion des «aussergewöhnlich Normalen». Damit meint er, dass die geschichtliche Wirklichkeit vor ihrer historiographischen Aggregierung nicht konfektioniert ist und dass die statistische Analyse häufig irrite Mittelwerte für das Normale hält, wo es doch viel breitere «Streuungsbereiche» gegeben hat.

Die Mikrohistorie ist damit ein probates Mittel, einmal die Konkretisierungen der «allgemeinen Geschichte» im gelebten Leben zu verfolgen, dann die Differenziertheit des lokalen und individuellen Alltags zu zeigen und schliesslich die Postulate einer makrohistorischen Sozialgeschichte durch Detailanalyse zu überprüfen. Denn Sozialgeschichte durch und durch ist auch dieses mikrohistorische Werk Medicks, das sämtliche Register der statistischen Analyse und der sozialgeschichtlichen Aggregierung und Differenzierung zieht, von der Familienrekonstitution über die Analyse von Heirats- und Todesfallinventaren bis zu Steuer- und Berufslisten. In zahlreichen inserierten und als Appendices angehängten Tabellen macht er seine Datengrundlagen zugänglich, in Exkursen diskutiert er in vorbildlicher Weise die quellenkritischen Probleme und Lösungswege seiner Studie. Insgesamt ist eine äusserst glückliche Verbindung von mikrohistorischer Zugangsweise und makrohistorisch-synthetisierender Fragestellung entstanden.

Nacheinander präsentiert Medick die Ökonomie Altwürttembergs, sozusagen den makrohistorischen Rahmen (S. 39–140), dann die ökonomischen Strukturen vor Ort, sozusagen die lokale Variante der Territorialgeschichte (S. 141–205), die er in ihrem Wandel im Zuge der Proto-Industrialisierung und der Industrialisierung 1722–1914 verfolgt (S. 207–293). Die Demographie des Ortes, d.h. Bevölkerungsentwicklung, Heiratsverhalten, eheliche Fruchtbarkeit und Mortalität, wird ebenfalls durchweg aggregativ und doch differenzierend analysiert (S. 295–377).

Den Kern der Studie bildet sicher der kulturgeschichtliche Teil, in dem Medick einmal die «Kultur des Ansehens» (S. 379–446) und dann die konfessionelle Weltorientierung der Laichinger im Wandel

der Zeit über den Buchbesitz 1748–1820, wie er sich in den Inventaren und Teilungen präsentiert, angeht (S. 447–560): «Erbauliche Lektüre und lutherischer Pietismus. Buchbesitz und Religiosität am Ende der Frühen Neuzeit». Laichingen kennzeichnet ein weit überdurchschnittlicher Buchbesitz in allen Schichten, der die Werte Tübingens klar hinter sich lässt. Über die Inventare sichert Medick in überzeugender Weise die These, dass die Bücher aktiv genutzter Besitz waren (S. 508). Umschichtungen, Ver- und Zukäufe lassen sich individuell und lebensphasenspezifisch zuordnen. Seltene persönliche Bemerkungen etwa in Testamenten deuten an, dass der bewusst antiaufklärerische Pietismus der Laichinger ihre Weltdeutung im Kulturhorizont des «Überlebens» geprägt hat. Die Konfession erscheint hier als eine zutiefst eigenständige und notfalls gegen den Staat oder den Pfarrer als seinem Vertreter (Gesangbuchstreik gegen ein aufklärerisches neues Gesangbuch, S. 494–498) durchgehaltene Lebensorientierung der Weber und Bauern, aber auch einer Näherin, eines Tagelöhners oder des Totengräbers des Ortes. Der Pietismus steigert sich im 19. Jahrhundert – gegenläufig zur Säkularisierung andernorts – noch weiter (S. 531), wobei eher weltzugewandte Positionen allmählich an Boden gewannen, aber auch Bücher weiterhin eine Rolle spielten, die Hilfen gegen Wetter- oder Lebensunbilden boten (Gebet als Gegenzauber). Das Heiligungsstreben prägt den Laichinger Pietismus im Spiegel der Bücherverzeichnisse (S. 548–560).

Die lokale Fundierung der Studie ist eine logische Konsequenz der Sozialgeschichte und in den Arbeiten der Annales-Schule in vielfältiger Weise vorgebildet. Sie verdeutlicht die Tatsache, dass das Leben der frühneuzeitlichen Menschen communal orientiert war, ehe es sich im Zuge der Territorialisierung und Globalisierung vom Dorf weg orientiert hat.

Die Hilfskonstruktion des «aussergewöhnlich Normalen» macht in ihrer paradoxalen Formulierung die Tatsache sichtbar, dass die Konstruktion von Normalität über Durchschnittswerte die Spannbreite der lokalen oder individuellen Variabilität verdeckt. Besonders deutlich wird diese Abweichung von der historiographisch postulierten «typischen» Entwicklung etwa bei der Deutung der Protoindustrialisierung. In Laichingen war es nicht das Verlagswesen, sondern die wagemutige und risikofreudige händlerisch-unternehmerische Aktivität der Laichinger Weber-Bauern, die dem vom Textilhandwerk geprägten Dorf wirtschaftliche Prosperität verschaffte, wobei allerdings relativ spät (19. Jahrhundert) doch schliesslich die Produktion für Fabrikanten (Verlagssystem) dominierend wurde (S. 146f., 264–276). Hier kritisiert und differenziert die Studie herkömmliche Deutungssterotype. Diese Konstruktion des «aussergewöhnlich Normalen» ist deshalb hilfreich.

Dennoch bleibt eher das Typische in seiner Alltagsgestalt und die Alltagsgeschichte in ihrer Kulturbedeutung für Medick interessant. So ist es gerade der Ansatz, die makrohistorischen Theorieansätze, wie sie etwa Max Weber zugeschrieben werden, zu überprüfen, der den grossen Wert des Buches ausmacht. Die These vom Zusammenhang zwischen Kapitalismus und asketischem Protestantismus, wie er hier in Gestalt des Pietismus begegnet, wird durch Medick aufgrund der Konkretheit seines Materials besonders plastisch und plausibel durchdiskutiert. Er folgt damit dem Postulat Webers, der gerade den konkreten Menschen und seine Lebenseinheiten zum Zentrum einer Geschichte der Mentalität machen wollte, wozu seine Thesen nur Postulate sein könnten. Hier wird nun sichtbar, dass auf der Ebene der religiösen Einstellung bei den Laichinger Pietisten eher eine Kultur des Durchhaltens, des Erträgens des Alltags vorgeherrscht hat als ein aktives erfolgsorientiertes Tätigsein im Sinne der Heilsmaximierung. Medick leistet hier einen wichtigen Diskussionsbeitrag zur noch immer offenen Frage des Zusammenhangs von religiöser Mentalität und der Art, mit den strukturellen Gegebenheiten des Lebens umzugehen («Überlebenskultur», S. 36). Die sehr niedrige Illegitimitätsrate vom 17. bis ins 19. Jahrhundert (S. 338) könnte ebenso in ihrem Zusammenhang mit strukturellen und kulturellen Handlungsbedingungen (konfessionelle Orientierung) diskutiert werden wie die ungewöhnlich hohe eheliche Fertilität (S. 341), wie sie sonst nur noch für Hutterer-Frauen festgestellt worden ist, oder die Abneigung gegen das Stillen (S. 364), die möglicherweise das Schicksal des Kindes unter dem Aspekt der Erwählung zum Leben («Leberle» statt «Sterberle») durch Gott deutet (S. 373).

Den Schritt, die religiöse Orientierung der Laichinger im konkreten Handeln zu studieren, tut die Studie kaum. Hier bleibt die Untersuchung etwa der Kirchenkonventsprotokolle ein dringendes Desiderat. Denn dass die starke pietistische Überzeugung der Laichinger über die sozialen Unterschiede hinweg wirklich verhaltensprägend gewesen ist, kann Medick eigentlich nur postulieren. Sein Exkurs über die Hungerjahre 1816/17, in denen statt Armenfürsorge Geldleihe auf Profit dominierte, macht deutlich, dass sich hier Gräben auftun können. Oder: Bestand ein Zusammenhang zwischen der Religion und der für zünftische Weber eher ungewöhnlichen Favorisierung des Freihandels durch die Laichinger? Es bleiben somit Fragen nach der Verbindung der «ideologischen» und der real- oder wirtschaftsgeschichtlichen Teile der Studie offen. Dies ist möglicherweise auch der Grund dafür, dass das Buch eher endet, als dass es schlösse. Es handelt sich um einen Denkanstoß, und in der Offenheit des

Schlusses zeigt sich die Offenheit der Forschung, die gerade von der Kombination von Mikrohistorie und makrohistorischen Fragestellungen, von Struktur- und Kulturgeschichte profitieren wird, wie sie Medick hier vorführt.

Heinrich Richard Schmidt

PETER DINZELBACHER: Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie. Paderborn: Schöningh 1996. 295 S., 65 Abb.

Die Basis zu diesem ausserordentlich lesenswerten Buch bilden vier Studien, die zwischen 1986 und 1993 in Zeitschriften und Sammelbänden erschienen sind. Dinzelbacher ist heute einer der ausgewiesenen Kenner der mittelalterlichen Religiosität im weitesten Sinne. In der Bibliographie (S. 287–295) sind von ihm nicht weniger als 28 Studien verzeichnet, darunter mehrere umfangreiche Bücher.

Als Motto liesse sich über diese klar aufgebaute Monographie ein Zitat von A.J. Gurjewitsch setzen, das Dinzelbacher auf S. 100 heranzieht: «Die Teufel und bösen Geister waren gewissermassen die Viren des Mittelalters, mit denen die ganze irdische Sündenwelt verseucht war.» Die religiöse Angst war im Mittelalter stets vorhanden, aber sie hatte jeweils andere Perspektiven und Wertungen. Im Frühmittelalter stand der Kampf von Heiligen mit den Dämonen im Vordergrund, geprägt vornehmlich durch eine Epoche der Gewalt (S. 27–80). Im Hoch- und beginnenden Spätmittelalter erschien die Angst in der Gestalt des leibhaften Teufels, vornehmlich vermittelt durch Theologen und Prediger, nicht zuletzt als Drohgebärde (S. 81–134). Im Spätmittelalter gewannen Todesangst und Gottesangst die Oberhand. Die schrecklichen Bilder und Vorstellungen der tödenden Gottheit entstehen. Dinzelbacher hat darüber ein reiches Material zusammengetragen, das der volkskundlichen Forschung auf diesem Gebiete neue Wege weist. Auch für diese letzte Phase sucht der Verfasser eine religions- und mentalitätsgeschichtliche Einordnung vorzunehmen: Pestseuchen und die zunehmende Internalisierung der Normenkontrolle durch die Kirche (von Delumeau trefflich *culpabilisation* genannt) lassen sich hier als wichtige mögliche Ursachen neben anderen anführen (S. 135–260). Der letzte Teil (S. 261–281) ist mit ‹Retractio?› überschrieben, behandelt u.a. Selbstmord und Skrupulosität als Reaktionen auf die Drohbotschaft und schliesst im Sinne des Zitats von Gurjewitsch: «Ubique diabolus».

Dinzelbacher zitiert häufig ausführlich aus mittelalterlichen Texten, stets in der Originalsprache, auf die eine deutsche Übersetzung folgt. Die Abbildungen sind eine reiche Fundgrube, vornehmlich auch beim Heranziehen von Vergleichsbeispielen.

Peter Ochsenbein

DIETER BITTERLI: Der Bilderhimmel von Hergiswald. Der barocke Emblemzyklus der Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau in Hergiswald bei Luzern, seine Quellen, sein mariologisches Programm und seine Bedeutung. Basel: Wiese Verlag 1997. 388 S., 342 farbige und 247 s/w Abb. sowie ein Grundriss mit Schema der Decke und der Orgelempore.

«Der Bilderhimmel von Hergiswald ist eines der grossartigsten frühbarocken Kunstwerke der Schweiz. Seine über dreihundert bemalten Tafeln bilden den weltweit umfangreichsten und vielfältigsten Emblemzyklus» (S. 7). Gemalt wurde dieser «Zyklus 1654 als Teil der Dekoration der damals errichteten Wallfahrtskirche Hergiswald bei Luzern» (ebda.). Bitterli publiziert im Hauptteil seines prächtig aufgemachten Bandes erstmals alle 324 Bildtafeln in Farabbildungen, ediert alle lateinischen Inschriften, übersetzt sie ins Deutsche und kommentiert Bild und Text ausführlich, indem er sie theologisch deutet und die Quellenvorlagen heranzieht (S. 44–365). Jedem Farbbild sind die emblematischen Vorlagen in Schwarz-Weiss beigegeben. Die Einführung behandelt kurz die Baugeschichte und die übrige Ausstattung der Wallfahrtskirche, aber auch knapp die Themen des mariologischen Programms (S. 9–43). Neben einem umfangreichen Literaturverzeichnis (S. 371–383) dienen ein Motive- und ein Mottoregister (S. 384–388) der Orientierungshilfe und möchten die Leser zu eigenen Entdeckungsreisen in das reichhaltige Programm einladen.

Initiator und Promotor der 1648/49 errichteten Hergiswalder Loretokapelle war der Luzerner Kapuzinerprovinzial P. Ludwig von Wyl. Der Luzerner Kaspar Meglinger, der 1637 den berühmten Totentanz-Zyklus der Luzerner Spreuerbrücke gemalt hatte, erhielt den Auftrag für den Emblemzyklus, dessen geistiger Vater und Konzeptor zweifellos P. Ludwig war. «Der theologische Gehalt, die sprachliche Gewandtheit und die Einbeziehung der mit dem Loretoheiligtum verbundenen Themen tragen die Handschrift des tief religiösen Gelehrten, der hier gleichsam seine emblematisch verschlüsselte Mariologie und Ekklesiologie ausbreitet und damit wohl das brillanteste und eindrücklichste Zeugnis seiner intellektuellen ‹acutezza› und gleichzeitigen Frömmigkeit hinterliess» (S. 26). Ideen, Muster und gra-

phische Vorlagen lieferten ihm die damals in ganz Europa gedruckten Emblembücher, darunter Filippo Picinellis 1563 in Mailand erschienener Band «Mondo simbolico» und die bereits 1601/03 publizierten dreiteiligen «Symbola Divina et Humana» des Prager Hofgeschichtsschreibers Jacobus Typotius. «Überwältigend ist die Vielfalt der emblematischen Motive. Das Hergiswalder Deckenprogramm ist das bildgewordene und sprechende Buch der Natur, dessen reiche Kapitel aufgeblättert vor uns liegen. Die Gestirne und Elemente, die Tiere der Erde, des Wassers und der Luft, die verschiedensten Arten von Bäumen, Sträuchern und Blumen bewohnen und zieren den Bilderhimmel dabei genauso wie die unterschiedlichsten Erfindungen des menschlichen Geistes. ... Sicher ist die bunte Fülle der Motive auch darauf zurückzuführen, dass P. Ludwig aus praktisch allen Büchern und Kapiteln des «Mondo simbolico» schöpfte, wenngleich er ... manches veränderte oder völlig neu interpretierte. Seine Bilderwelt ist freilich labyrinthisch und ohne inhaltliche Gliederung angelegt. Der Löwe steht nicht etwa neben dem Panther und dem Tiger, auch befinden sich die Orgel, die Geige, die Trompete und die Trommel nicht in derselben Reihe, und die verschiedenfarbigen Lilien sind genauso über das gesamte Gewölbe verteilt wie die Tierkreiszeichen des Krebses, des Löwen, des Steinbocks und der Jungfrau» (S. 31). Aber allen 321 Emblemen gemeinsam ist ihr Bezug zu Maria, gewissermassen bereits vorgegeben durch das Mittelbild (Himmelfahrt Marias), «das die Deckenmalereien mit der Patrona Lucernae und dem Loretoheiligtum verbindet. Jedes der Sinnbilder verweist auf einen Aspekt Marias und ihrer Rolle im göttlichen Heilsplan, oder es verherrlicht eine ihrer Auszeichnungen und Tugenden. Die zentralen mariologischen Themen des Zyklus sind Marias Mittlerschaft als barmherzige Helferin der Menschen und Fürbitterin bei Gott, ihr Mitleiden und ihre Miterlöserschaft an der Seite Christi, ihre Sündenlosigkeit und Unbefleckte Empfängnis sowie ihre jungfräuliche Gottesmutterlichkeit» (S. 34).

Nach der Lektüre von Bitterlis Werk setzen die Fragen des Volkskundlers ein: Die Loretokapelle wurde – jedenfalls im 17. und 18. Jahrhundert – von vielen Gläubigen besucht. Wie ist von einfachen Menschen, die weder Latein noch die Bilderwelt der Embleme verstanden, dieser Zyklus aufgenommen worden? Haben Geistliche ihn durch Predigten dem Volk nahegebracht? Existieren darüber Dokumente, gar gedruckte Sermonen? Oder ist dieser Zyklus gleichsam ein öffentlich zugängliches Werk, das sich der gelehrte P. Ludwig von Wyl nur für sich und eine kleine, elitäre Schar von Geistlichen ausgedacht und verwirklicht hat? Eine volkskundlich ausgerichtete Rezeptionsgeschichte dieses Loreto-Zyklus könnte jedenfalls vieles klären, wie die barocke Kunst der Emblematik von nichtgelehrten Menschen aufgenommen wurde.

Solche Fragen wollen aber keineswegs die Bedeutung des Hergiswalder Zyklus herabsetzen. Geht man nämlich Bitterlis Hauptteil durch und vertieft sich in diese emblematische Bilder- und sprachlich aufs feinste zugespitzte Mottiflut, so wird man ergriffen von einer Überzeugungskraft, die dem gesamten Kosmos einen innern, in sich geschlossenen und vom mariologischen Glauben getragenen Sinn abzugewinnen versucht. Ein herrlicher Band, den man nicht nur als Gelehrter immer wieder bewundernd heranziehen wird.

Peter Ochsenbein

KLAUS HERBERS (Hg.): *Libellus Sancti Jacobi. Auszüge aus dem Jakobsbuch des 12. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen und kommentiert von Hans-Wilhelm Klein und Klaus Herbers.* Tübingen: Narr 1997. 150 S., 4 Abb. (Jakobus-Studien, 8).

Der im 12. Jahrhundert entstandene «*Libellus Sancti Jacobi*», eine Kurzform des weit umfangreichen «*Liber Sancti Jacobi*», verhalf wie das grössere Textkorpus dem Jakobuskult zu seiner grossen Verbreitung in ganz Europa. Nachdem bereits das vierte und fünfte Buch des «*Liber Sancti Jacobi*» gleich zweimal ins Deutsche übertragen wurden (Hans Wilhelm Klein, «Die Chronik von Karl dem Grossen und Roland», München 1986, und Klaus Herbers, «Der Jakobsweg. Mit einem mittelalterlichen Pilgerführer unterwegs nach Santiago de Compostela», Tübingen 1986, ⁵1995), legen nun die beiden Autoren Ausschnitte aus den Predigten des ersten Teils des Jakobsbuches, die vollständigen Wundergeschichten (zweites Buch mit 22 Kapiteln) sowie die Erzählungen über die Translatio des Apostelleichnams von Jerusalem nach Santiago de Compostela (3. Buch) einer breiteren Leserschaft in deutscher Sprache vor. Die Lektüre der knapp kommentierten Übersetzung ist äusserst reizvoll und eröffnet viele volkskundliche Aspekte. Einige wenige seien hier genannt.

Als Verfasser fingieren die unbekannten Autoren Papst Calixtus II. (1119–1124), der in allen Einleitungen stets beteuert, alles, was er hier zu berichten habe, sei die reine Wahrheit, und zudem in einem eigenen Kapitel (17) dezidiert apokryphe Schriften über die Überführung des Apostels nach Galizien verurteilt. Er habe seine (lateinischen) Predigten in schlachtem Stil geschrieben, «damit sie Laien und

Kundigen in gleichem Masse zugänglich sind» (S. 17). Vieles erfährt man im ersten Buch über richtiges und sündhaftes Verhalten der Pilger auf dem Weg nach und in Compostela (S. 47–54). Umfangreiche Kapitel gelten bösen Wirten, Geldwechsler, Gewürzhändlern, Kaufleuten, Betrügern und Gaunern (S. 54–64). Das zweite Buch schildert 22 Jacobus-Wunder (S. 65–106), u.a. die Geschichte vom lebenden Gehängten, aus der sich später das berühmte «Hühnerwunder» von San Domingo de la Calzada entwickelt hat (Kap. 5, S. 79f.).

In der Einleitung kündet Herbers an, «dass in Kürze die komplette lateinische Transkription des *<Liber Sancti Jacobi>* zum Faksimile erscheinen wird und eine kritische Edition in Arbeit ist» (S. 12).

Peter Ochsenbein

ECKART CONRAD LUTZ (Hg.): Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1997. 480 S., 23 Abb. (Scrinium Friburgense, 8).

Die Altgermanisten an den Westschweizer Universitäten sind nicht nur hervorragende Dozenten, sondern auch fruchtbare Gelehrte, die ihre mehr privaten Forschungen in Symposien hineinragen und so etwa von ihrem dritten «Cycle» einen Band geschaffen haben, der, vom Fribourger Ordinarius E. C. Lutz bestens redigiert, über die engen Fachgrenzen hinaus auch den Volkskundler interessieren dürfte. Er handelt nämlich, wie der Herausgeber in der Einleitung herausstellt, vom Verstehen älterer deutscher Literatur im Lebenszusammenhang, einem Thema, das eigentlich jede Geisteswissenschaft beherzigen sollte, das aber in der Altgermanistik erst in den letzten Jahrzehnten differenzierter erarbeitet wurde. Den Band eröffnen drei Gastvorträge: Der Kunsthistoriker *Conrad Meckenspecker* (Hannover) handelt von mittelalterlichen Burgen und Städten als Orte von Festlichkeit und literarischem Leben (S. 15–43), der Historiker *Peter Johannek* (Münster) berichtet über die in seinem Fachbereich erst in neuester Zeit eröffneten Forschungen über Höfe und Residenzen als Zentren der Herrschaft und der Präsentation, der Altgermanist *Joachim Heinze* (Marburg) zeigt Forschungsperspektiven über die literarische Interessenbildung im Mittelalter auf (S. 79–93).

Faszinierend ist der Beitrag von *Eckart Conrad Lutz*, der das wohl anlässlich des berühmten Jerusalemer Pilgerzuges (1064–65) entstandene «Ezzoliad» in seiner Text- und Rezeptionsgeschichte nochmals gründlich untersucht und – trotz der vielfältigen älteren Forschung – zu neuen erstaunlichen Einsichten gelangt; kann er doch diesen frühmittelhochdeutschen Hymnus literarisch genau in die diversen Lebenszusammenhänge verorten (S. 95–145). *Michael Bärmann* geht dem wenig fassbaren Dichter Biterolf nach, der um 1230 eine leider untergegangene Alexanderdichtung verfasste und später im «Wartburgkrieg» unter den Sängern auftritt (S. 147–190). – Für Volkskundler äußerst lesenswert ist eine Untersuchung von *Inés de la Cuadra* über die Funktion von Aussagen zur Zeitgeschichte im «Renner», einem Lehrgedicht, das der Bamberger Kleriker Hugo von Trimberg um 1300 verfasste (S. 191–223). – Der Japaner *Yoshiki Koda* zeigt in bestechender Klarheit, dass die mystische Lebenslehre Meister Eckharts, wie er sie in seinem Erfurter Frühwerk «Reden der Unterweisung» als geistliche Unterweisung formuliert hat, nicht im luftleeren Raum, sondern mitten im Leben von Kloster und Stadt steht (S. 225–264). Dem Mystiker Friedrich Sunder, Kaplan im Dominikanerinnenkloster Engelthal bei Nürnberg (1254–1328), gilt ein auch für die damalige Volksfrömmigkeit beachtenswerter Beitrag von *Johanna Thali* (S. 205–315). Sie zeigt auf, wie die Gottesmutter Maria in seiner Gnadenita nicht nur zum Fluchtpunkt der Heilsvergewisserung wird, sondern auch gleichzeitig sowohl als Maria-Seele wie auch als Maria-Ecclesia der Visualisierung des kirchlichen Heilsgeschehens dient (S. 265–315). – In der St. Galler Klostergeschichte spielte der 1430 aus Hersfeld zusammen mit weiteren fünf bis sechs Mitkonventualen hergeholt Benediktiner Friedrich Kölner nicht nur eine wichtige Rolle beim Reformversuch des arg heruntergekommenen Galluskonvents, sondern er fand neben seinen vielen klosterinternen Verpflichtungen noch Zeit, für die von ihm betreute Schwesterngemeinschaft St. Wiborada in St. Georgen geistliche Literatur herzustellen, sei es als Abschrift oder gar als eigenwillige Übersetzung. Im Beitrag von *Anton Naf* und *René Wetzel* wird erstmals deutlich gemacht, dass Kölner mit seinen zwölf teils vollständig von ihm selbst oder teilweise geschriebenen deutschsprachigen Handschriften in jener für das 15. Jahrhundert typischen Bewegung steht, die primär Literatur zur Propagierung und Festigung der monastischen Erneuerung einsetzte (S. 317–342). – Sympathisch der Werkstattbericht von *Sylvie de Trbolet-Aeschlimann*, die erste Ergebnisse ihrer entstehenden Dissertation über einen im Umkreis des oberrheinischen Dominikanerinnenmystik entstandenen Meditationstext zusammenfasst, der mit «Die hundert artikel von dem wirdigen lidien unsers herren Jhsus Christi» überschrieben ist und wohl als Betrachtung zum Leiden des Erlösers ins Umfeld der heils-

geschichtlich ausgerichteten Texte wie «Das Grosse Gebet der Eidgenossen» gehören dürfte, hier freilich wohl nicht für eine Laiengemeinschaft, sondern für die Privatandacht von geistlichen Frauen bestimmt (S. 343–357). – Von volkskundlichem Interesse dürften auch Überlegungen von *Simon Teuscher* über Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500 sein. Teuscher warnt eindringlich, älteres Briefmaterial zu sehr aus unserer heutigen Optik der Vertrautheit und Intimität verstehen zu wollen, und zeigt an Einzelbeispielen, wie oft auch die zusätzliche mündliche Mitteilung bei der Überbringung des Briefes eine wichtige Rolle spielte (S. 359–385). – *Judith Jungo* stellt Briefe an den Strassburger Ratsherrn Johann Karl Locher, Delegierter der Stadt auf dem Augsburger Reichstag von 1566, vor und ediert vorerst zwei dieser Schreiben, von denen beide von seiner Ehefrau stammen, das eine als Autograph, das andere von der Hand seines Sekretärs (S. 387–421). – Schliesslich präsentiert *Barbara Fleith* eine aus sieben verschiedenen Heften bestehende medizinische Handschrift des 15./16. Jahrhunderts und kann, zugleich mit dem vermutlichen Besitzer (Familie von Hettlingen aus dem Aargau bzw. später Schwyz), den jeweils wechselnden Gebrauchsverbindungen sichtbar machen (S. 423–453). Ein Register (S. 455–476) erschliesst den inhaltsreichen Band.

Peter Ochsenbein

CHRISTOPH H. BRUNNER: Bürger einer Welt ohne Freiheit. Schattenrisse des Glarner-Bündners Andreas Tschudi (1778–1812) und seiner Napoleonischen Zeit. Glarus: Tschudi 1992. 490 S., Ill.

CHRISTOPH H. BRUNNER (Hg.): Schweizer Klee – den Schweizerhelden aufzuhelfen. Ein Glarner Bauerngespräch des Jahres 1803 und sein Verfasser: Johann Melchior Kubli (1750–1835). Glarus: Tschudi 1991. 113 S., 2 Taf.

HANS TRÜMPY/SASKIA AEBLI/CHRISTOPH H. BRUNNER: Suworow, Pestalozzi und Maria Magdalena Trümpis Wiedeburg an der Linth. Ein Bericht, ein Bauerngespräch sowie eine kleine Geschichte zur Glarner Geschichte um 1800. Glarus: Tschudi 1994. 149 S., Ill.

Das erste Buch, das hier anzusehen ist, ist gewiss mehr als eine einfache Biographie. Sie entwirft neben der eigentlichen Lebensgeschichte von Andreas Tschudi (1778–1812) ein sozialgeschichtliches und kulturgechichtliches Panorama einer Landschaft, unter Einbezug der weltpolitischen Bezüge, die gerade während der Zeit der Helvetik (1798–1803) und der Mediation (1803–1815) für den Kanton Glarus unübersehbar sind.

Tschudi war, nachdem er wohl bei einem Pfarrer (und nicht an einer höheren Schule in Zürich oder Basel) auf seinen zukünftigen Beruf vorbereitet worden war, reformierter Pfarrer, erst im Kanton Graubünden (in Valzeina im Prättigau), dann im Kanton Glarus in Mitlödi (1801–1808) und anschliessend in Bilten (1808–1812).

Die wichtigste Quelle für Brunner ist Tschudis Tagebuch, das dieser im Jahre 1800 zu schreiben begann. Brunner gibt oft längere Passagen daraus wieder. Sie verraten einen Autor, der bei aller Zeitgebundenheit einen ganz persönlichen Ton anzuschlagen vermochte. Die immer wiederkehrenden Themen des Tagebuches strukturieren zu einem Teil den Band. Tschudis aufgezeichnete Träume, sein Glaube und seine Vorstellung von der Natur werden in einzelnen Abschnitten vorgestellt. Die wohl aufschlussreichsten Passagen sind dem dörflichen Alltag um 1800 aus der Sicht eines Pfarrers gewidmet. Nachbarschaftliche Konflikte, Kleidermode(n), gesellschaftliche Unterhaltungen, politische Ereignisse, die Ökonomie des Pfarrhauses und die einer Spinnerfamilie werden untersucht. Zu dem fixen Einkommen des Pfarrers an barem Geld kamen weitere Einkünfte, sogenannte Akzidenzen (Zufälliges, das heisst Geschenke), die in Nahrungsmitteln (sie reichten von Obst, über Fisch und Gemüse bis Butter und Glarner Ziger) bestanden. Das Aufkommen der genauen Zeitmessung (Kirchen-, Wand- und Taschenuhren) und das Bedürfnis nach Zeitplanung machte vor den Dörfern nicht halt. Erschütternd ist die Massenarmut in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in einzelnen Glarner Gemeinden. Gründe waren ein langanhaltendes Bevölkerungswachstum, schlechte Ernten und Absatzprobleme wegen der kriegerischen Auseinandersetzungen und des protektionistischen Wirtschaftskurses Frankreichs (Kontinentalsperre). In Folge der Armut nahmen auch epidemische Krankheiten wie die Ruhr zu, der hauptsächlich Kleinkinder zum Opfer fielen. Als Reaktion darauf wurde eine Evangelische Armenkommission eingesetzt, 1807 die Landwirtschaftliche Gesellschaft gegründet und in derselben Zeit die ersten Schritte zu einer kantonalen Medizinalgesetzgebung eingeleitet. Weitere gewichtige Themen, die Brunner bearbeitet, sind die Einflüsse Pestalozzis auf die Dorfschulen und die Einführung neuer Gesangbücher, was zu grösseren dörflichen Konflikten führte.

Die Bildung, die sich Tschudi durch sein Selbststudium erwarb, ist erstaunlich. Er interessierte sich für Philosophie (Leibniz, Kant, Garve), für Anthropologie (Pope), für schöne Literatur, hauptsächlich

deutsche und englische in Übersetzungen, und für Geschichte. Besonders an Tschudis Schrift «Die Linth-Thäler» (1814) mit ihren zahlreichen, meist belegten Zitaten, lässt sich seine «Bibliothek» rekonstruieren. Sie setzte sich aus Büchern zusammen, die er etwa in der Buchdruckerei Cosmus Freulers oder von den Buchbindern Freuler und Paravicini erwarb oder sich unter anderem aus der Bibliothek des Chorherrn Blumer auslieh. Seine politische Einschätzung Napoleons, den er als einen Tyrannen ablehnte, belegt seine regelmässige Zeitungslektüre.

Gerade wegen der Gleichzeitigkeit von politischem und wirtschaftlichem Elend einerseits und einem Modernisierungsschub (Blitzableiter, Feuerassekuranz, Stallfütterung, neue Unterrichtsmethoden in den Alltagsschulen) anderseits vermag Tschudi heutige Leser und Leserinnen zu interessieren. Anzumerken ist endlich die schöne Ausstattung des Bandes. Man mag es bedauern, dass Brunner damit nicht eine wissenschaftliche Arbeit vorlegen wollte und aus Gründen der Lesbarkeit die Zahl der Nachweise stark reduzierte. Von seinem Selbstverständnis her, dass die Geschichtsschreibung nicht nur für Historiker von Belang sein sollte, ist dieser Entscheid nachzuvollziehen, wenn auch bedauerlich.

Im Jahre 1803 erschien in Glarus bei Buchdrucker Freuler anonym die Schrift «Bauren-Gespräch samt Betrachtungen und Gutachten über die Benutzung und Vertheilung der Allmenden». Als Autor gilt mit grosser Wahrscheinlichkeit der Glarner Johann Melchior Kubli (1750–1835). Diese Broschüre gibt nicht nur Aufschluss über das damals aktuelle Problem der Allmendnutzung (wobei es nicht um die Privatisierung von Gemeindeland bzw. Aufteilung und Verteilung der einzelnen Parzellen an Gemeindebürger ging, sondern um die Individualisierung des Nutzens), sie reflektiert zugleich den ökonomischen Fortschritt sowohl des Gemeinwesens als auch des Individuums. Sie ist weiter ein Dokument, das Aufschluss über die Meinungsbildung in einem Dorf um 1800 gibt, und ist selbst ein frühes Beispiel für den Einsatz eines Druckmediums zur politischen Bewusstseinsbildung. Statt die Allmend als Viehweide zu benutzen, sollte nun, nach Meinung des patriotischen Ökonomen Kubli, Gemüse und Futtergräser wie Roter Klee, Blauer Klee oder Luzerne, Esparsel(te), Raygras, Grosses Bibernelle und Honigras – alles wertvolle Stickstofferzeuger – für die Stallfütterung angebaut werden.

Adressaten der Schrift, in der die Gesprächsteilnehmer zum Teil in Glarnerdialekt «reden», waren die Tagwen-Bürger, das heisst Gemeindebürger. Neben dem dadurch für den einzelnen gesteigerten Nutzen wurden auch die durch die individuelle Verantwortung für die jeweilige Parzelle entfallenden Fronarbeiten als Argument in die Diskussion geworfen. Eine Allmend musste durch die Vollbürger, die im Dorfrecht standen, im Gemeinwerk «gereutet», gesäubert, gezäunt und gemistet werden. Den Text dieser 32 Seiten umfassenden, nur in einem einzigen, privaten Exemplar vorliegenden Flugschrift gibt Brunner vollständig und mit zahlreichen Fussnoten versehen wieder. Eine Einleitung und ein längerer Kommentar erhellen die historischen Umstände, die dem Gespräch zugrundeliegen, und bieten eine Biographie des wohlhabenden Bürgers Senator Kubli. Er ist uns besonders dadurch sympathisch, dass er, seit 1808 als «Franzosenfreund» im St. Gallischen Quinten im «Exil» lebend, die Bürger, die bis anhin mit Kreide auf dem Boden einer «Gebse» die Einnahmen und Ausgaben aufgeschrieben hatten, eine gehörige Gemeinderechnung machen lehrte.

Das dritte Buch, «Suworow, Pestalozzi und Maria Magdalena Trümpis Wiedeburg an der Linth», ist das Gemeinschaftswerk von dreissig Schülern zweier Lehramtsklassen der Kantonsschule Glarus und ihres Lehrers Christoph H. Brunner. Es zeigt auf faszinierende Weise, was Geschichtsunterricht auch sein könnte. Dabei sind die drei Arbeiten weniger von einem lokalhistorischen «Grabe-wo-du-stehst» geleitet; in ihnen verschränken sich vielmehr Lokal- und Weltgeschichte. Das zeigt sich schon bei der ersten Arbeit, einer vollständigen, kommentierten Transkription einer Handschrift mit dem Titel «Historia facti», die der Ratsherr und Kirchenvogt von Mitlödi, Johann Balthasar Wild, über die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 im Kanton Lindt, zu welchem der Kanton Glarus während der Helvetik gehörte, verfasst hatte. Die Kaiserlichen (die verbündeten Österreicher und Russen) und die Franzosen standen sich in diesem Konflikt, dem zweiten Koalitionskrieg, auch auf Glarnerboden gegenüber. Zwar war die «erstaunliche Mobilität des Alpenkrieges, das militärische Durcheinander talauf und talab hin und her» (S. 25) bekannt. In zahlreiche bisher ungeklärte Fragen vermag die «Historia facti», wenn oft auch nur in Details, Licht zu bringen. Der zweite Beitrag ist von Hans Trümpy über ein «Bauren-Gespräch» in Glarner Mundart, das über drei Nummern in der damals einzigen Glarner Zeitung «Der Alpen-Bott» (25.8, 1.9. und 9.9.1803) erschien. Der Gegenstand, der darin verhandelt wird, ist die neue Lehrart wie Simultanunterricht, Chorsprechen und neue Lehrmittel nach Heinrich Pestalozzi, wie sie versuchsweise in einzelnen Glarner Alltagsschulen eingeführt wurden. *Alfred Messerli*

BÄRBEL KLEINDORFER-MARX: Volkskunst als Stil. Entwürfe von Franz Zell für die Chamer Möbelfabrik Schoyerer. Regensburg: Roderer 1996. 280 S., 18 Farabb. (Regensburger Schriften zur Volkskunde, 12).

Das Buch veranschaulicht den Prozess, in dem Volkskunst «als Stil entdeckt, ja geradezu erfunden wird»; so charakterisiert die Autorin ihre Erforschung der Geschmacksmuster um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Entgegen dem vehement eingeforderten Bedarf an Originalität in der Gestaltung hätten die Protagonisten der neuentdeckten Volkskunst dort doch nur kopierende Anleihen von traditioneller Handwerkskunst und von regionalen Gestaltungsmustern übernommen und sie in gewohnter Historismusmanier versatzstückartig zu einem neuen Stilkonglomerat zusammengefügt. Dass es gerade künstlerisch hochsensible und begabte Persönlichkeiten waren, die sich der Volkskunst annahmen und ihr ein eigenes Profil gaben, wird vor allem an dem umfangreichen Bildmaterial in dem opulent ausgestatteten Buch deutlich. Das Gerüst der Untersuchung bildet die von 1891 bis 1944 dauernde Kooperation zwischen der Möbelfabrik Schoyerer in Cham und dem Münchener Architekten Franz Zell. Beide Geschäftspartner liefern Stoff zu Fallstudien, die für sich genommen schon interessant wären: hier zu einer exemplarischen Betriebsmonographie, dort zu einer sorgfältig in Text, Bildern und Anhang dokumentierten Werkschau und Wirkungsgeschichte eines überaus vielseitigen und produktiven Gestalters.

Für die Nachzeichnung des Weges der Firma Schoyerer von der Schreinerwerkstatt zur Möbelfabrik stand ein umfangreiches Firmenarchiv zur Verfügung mit handschriftlichen zeittypischen Lebensläufen der Firmeninhaber, mit Einschreibebüchern und Kundenkorrespondenz, vor allem aber mit einer Sammlung von 2000 Entwurfszeichnungen und 4000 Detail- und Konstruktionszeichnungen aus über hundertjähriger Produktion. Die Vielseitigkeit in Schoyerers Produktion belegen sechzehn farbige und zahlreiche schwarzweisse Zeichnungsreproduktionen. Gerade diese Zeichnungen sind besonders reizvoll, mit ihnen erfahren das in Vergessenheit geratene Medium der Entwurfszeichnung und der in Vergessenheit geratene Beruf des Musterzeichners eine hoch verdiente Rehabilitation. Das untermauern auch die entsprechenden Textpassagen, in denen die Autorin Ausbildungsweg, Berufspraxis und Funktion der Musterzeichner für das Handwerk vorstellt. Den ganz eigenen Reiz einer solchen Zeichnung strahlt auch schon ein Aquarell auf dem Schutzumschlag des Buches aus, das typischerweise auf Pergament gedruckt wurde. Dass etliche dieser Möbelzeichnungen aus dem Schoyerer-Archiv von Franz Zell stammen, wertet Konrad Köstlin in seinem Vorwort als «Trouvaille». So hat denn Zell, der sich selbst als «Folkloristen» bezeichnete, seine Ideen zur Wiederbelebung der Volkskunst nicht nur in seine Bauten im Heimatstil (auch diese werden ausführlich dokumentiert), in seine Sammel- und Publikationstätigkeit einfließen lassen, sondern er hat auch direkt auf die Möbelproduktion eingewirkt. Zells frühe Entwürfe von den alsbald so genannten «Bauernmöbeln» sind ebenso souverän im Spiel mit typischen Versatzstücken wie seine Entwürfe in anderen historisierenden Stilen, und man vermag die Faszination nachzuvollziehen, die von solchen malerischen, bunten, unverbrauchten Volkskunst-Dekorationen ausgegangen sein muss.

Neben der Wechselbeziehung Schoyerer-Zell stellt die Autorin noch zahllose Vermittlungsinstanzen vor, die um die Jahrhundertwende in Bayern für die angewandten Künste relevant waren. Dazu gehören Gewerbeschulen, Architekturfakultäten und Kunsthochschulen mit den dort wirkenden Lehrern, es gehören Museen, Messen und Gewerbeausstellungen dazu und Medien, die das zeitgenössische Ideengut verbreiteten, so etwa Zeitschriften und der von Zell mitgegründete Verein für Volkskunst und Volkskunde. Häufig durch persönliche Kontakte untereinander verklammert oder doch zumindest durch eine erstaunliche Parallelität der Ideen gekennzeichnet, bildeten diese Instanzen ein umfassendes Netzwerk – heute würde man von einer «Szene» sprechen, und Zell war in ihr eine Schlüsselfigur. Bei dem Bestreben der Autorin, die Vielzahl gleichgerichteter Impulse herauszuarbeiten, entstehen allerdings manchmal auch Abgrenzungsprobleme. Ähnliche kulturkritische Ausgangsdiagnosen haben oft zu ganz anderen Ergebnissen geführt. So lassen sich z. B. der Werkbund und das Bauhaus, ebenfalls Kinder jener Epoche der Abkehr vom Historismus, nicht einfach als Parallelerscheinung zur Volkskunstbewegung klassifizieren. Denn ihr Weg führte in die Moderne – im Gegensatz zur zunehmend traditionalistischen Erstarrung der zunächst so vital scheinenden Volkskunst. Wie diese immer mehr mit nationalistischem, konservativem und schliesslich nationalsozialistischem Gedankengut befrachtet wurde, führt der letzte Teil des Buches vor. Dass Zell und Schoyerer auch auf dieser Wegstation den Volkskunststil mit prägten, zeigen Entwürfe aus den 1930er Jahren: Da gab es bei Schoyerer eine zweite Blüte des Bauernmöbels, und Zell hatte die immer entleerteren, schlchter und namenloser werdenden Entwürfe gefertigt.

Margret Tränkle

ELISABETH FENDL/RENATE GLASER/KLARA LÖFFLER (Hg.): ZEITSPEZIFISCHES. Konrad Köstlin zum 8. Mai 1995. Regensburg: Roderer 1995. 153 S., Abb.

Zeit? Keine Zeit! fasst *Günther Bauernfeind* in seinem assoziativ gehaltenen Minibitrag «Zeit-Geschichte» im obigen Bändchen unsern Umgang mit dem Kulturphänomen Zeit zusammen. Solche spielerischen Zugänge sind auch die Stärke dieser Schrift für Konrad Köstlin, «zum 8. Mai 1995». Der Sinn dieses geheimnisvollen Datums (Kriegsende? Grossmuttergeburtstag? Dienstjubiläum?) erschliesst sich auch nicht recht aus dem Vorwort, das als lautmalerisch-assoziative Aufreihung von Hauptwörtern von Ernst Jandl stammen könnte. Für Haltsuchende strahlt wenigstens das Inhaltsverzeichnis ein Mindestmass an akademischer Seriosität aus. Vierzehn Aufsätze unterschiedlichster Länge und Qualität teilen das Büchlein in drei Sektionen: «Geordnet. Im Mass der Zeit» handelt von menschlichen Versuchen, die Zeit zu portionieren. Hier berichtet etwa *Walter Haringer* über des Kronprinzen Max II. von Bayern Versuche, mit qualitativ hochstehenden Volkskalendern eine seiner Meinung nach versinkende Zeit zu retten. Der offene Charakter des langen Samstags, an dem alles möglich ist, wird von *Klara Löffler* durchleuchtet. *Elisabeth Fendl* hat collageartig die Schwierigkeiten des Umgangs mit dem «Zivilisationsproblem» Sonntag zusammengetragen. Der Tag des Mondes, ahnen *Renate Glaser* und *Barbara Michal*, ist kein normaler Tag, und *Bärbel Kleindorfer-Marx* bereitet mit einer Reflexion über Haus- und Bauernkalender den Übergang zum zweiten Teil des Buches vor: «Festgehalten. Die Medien der Zeit». Hier werden Techniken der Konservierung vorgestellt. *Bernhard Gajek* überlegt sich anhand der im 18. und 19. Jahrhundert beliebten «Dorfgeschichten», wie «Volkstümliches» als «gute alte Zeit» inszeniert wurde – ein Thema, das auch *Joseph Berlinger* in einem Aufsatz über den extrem produktiven und beliebten «Volks»-Schriftsteller Helmut Zöpfl aufgreift. Zwei Beiträge über Fotografie von *Margrit Berwing* und *Maria Louise Segl* runden diesen Teil ab. Der dritte und letzte Buchteil heisst «Umgangen. Die Mythen der Zeit». *Günther Bauernfeind* spielt, wie bereits erwähnt, mit Sprachfetzen und Wörtern, die unseren Zeitumgang spiegeln. Ähnlich wie Gajek denkt *Renate Hanemann* über den Begriff «zeitlos» nach, erforscht vor allem dessen Ausläufer zum Volkstümlichen, das auch ekstatische Zustände beinhalten kann. *Carsten Lenk* beschreibt dagegen, wie die Medien im Laufe der Geschichte als Traumapparate und Agenten eines neuen, von Knappheit bestimmten Zeitbewusstseins wirkten. Bevor zu guter Letzt *Julia Weigl* die geschlechtsspezifischen Unterschiede des Wartens karikiert, macht sich *Ellen Friedl* über die angebliche Zeiterbsparnis, die ein Computer mit sich bringt, lustig.

Alles in allem bietet dieses Büchlein mit seinen unterschiedlichen Beiträgen, die zwischen Assoziativem und Analytischem oszillieren, einen fröhlichen und lesefreundlichen Einstieg in das volkskundliche Nachdenken über den Umgang mit Zeit.

Nicholas Schaffner

JENŐ ESZTERGALYOS (Hg.): A magyarok bejövetele. [Die Landnahme der Magyaren.] Celldömölk: Apáczai kiadó 1996. 47 S., ill.

Zum 1100. Jubiläum der Landnahme durch die ursprünglich sieben, dann zu zehn Stämmen ergänzten Magyaren wurde in Ópusztaszer bei Szeged, dem Ort der ersten gesetzgebenden Versammlung 896 n. Chr., ein Rundbau (einer Jurte nachgebildet) errichtet, in welchem das Panoramabild von Feszty Árpád (1856–1914) gezeigt wird, das dieser zum tausendjährigen Jubiläum schuf. Das Rundbild misst 15×120 m und bildet einen Kreis von etwa 38 m Durchmesser. Das Thema ist der Einzug der Fremden in das Karpatenbecken und die Unterwerfung der ansässigen Bevölkerung. Das Geschehen ist in viele Einzelszenen gegliedert, besonders eindrücklich ist die Darstellung eines weissen Pferdes, dessen Opferung der Wahrsagung dient.

Von volkskundlichem Interesse dürfte an diesem Werk der Romantik (1892–1894) wohl die Sicht des 19. Jahrhunderts auf das heidnische Frühmittelalter sein, von dem nur wenige Grabbeigaben unmittelbares Zeugnis ablegen. Das 1996 erschienene Buch (23×34 cm) enthält einige Abbildungen mit zeitgenössischen Schmuckstücken und Gebrauchsgegenständen sowie ein aus sechzehn Teilen bestehendes Faltbild in einem Schubfach an der Innenseite des rückseitigen Buchdeckels.

Besonders interessant ist die detaillierte Wiedergabe der Restaurationsarbeiten, die erfahrene polnische Fachleute 1991–1995 am Werk vollbrachten. Das Rundbild war im Zweiten Weltkrieg beschädigt worden, Farbe blätterte ab, die Leinwand wurde brüchig, weisse Flecken entstanden. Nach der gründlichen Reinigung mit Sägemehl wurden leimverstärkte Nylonfäden eingezogen und zwei Kilogramm chirurgische Nähseide eingenäht. Das aufgehängte Rundbild wurde auf der Rückseite gefüttert, und erst jetzt konnte das eigentliche Gemälde retouchiert und gefirnißt werden. Synoptische Reproduktionen von Teilstücken vor und nach der Restauration lassen das Ausmass dieser Rettungsarbeit an einem Werk erahnen, das selbst zu historischem Wert geworden ist.

Paula Küng-Hefti